Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 28 (2021)
Heft: 309

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Katrin Meier verlässt nach 13 Jahren das kantonale Amt für Kultur und zieht Bilanz: über die Kulturförderung in Pandemiezeiten, politische Prozesse und die «Kultur für alle». Von Peter Surber und Corinne Riedener

48

Die Kultur ist bedroht: durch Sparübungen, selbstausbeuterische Verhältnisse und die fehlende Einsicht, dass Kultur gesellschaftliche Grundlagenforschung leistet. Von Eva-Maria Würth

52

Agieren statt reagieren, experimentieren statt abwarten: Die Theaterwerkstatt Frauenfeld gönnt sich eine Kreativpause. Von Dieter Langhart

54

Ein Riesenwerk: Richard Butz bringt seine literarischen Streifzüge durch St.Gallen als Buch heraus. Das Motto liefert Niklaus Meienberg. Von Peter Surber

56

***Was wir scheinen*: Im ersten Roman von Hildegard E. Keller verbringt Hannah Arendt den Sommer 1975 im Tessin. Von Eva Bachmann**

59

Dialekt-Disco: Songwriter Jürg Odermatt und Houseproduzent David Moore vertonen Erinnerungsschwaden aus *Boomtown* Neuhausen. Von Marcel Elsener

60

Abenteuerin, Autorin und Kapitänin: Cilette Ofaires Schiffsroman *Ismé* erlebt eine Renaissance – erweitert um ihr gezeichnetes Logbuch. Von Gabriele Barbey

62

Heiss: Die Frauenbadi auf Drei Weieren ist renoviert und hat eine Wintersauna bekommen – ein architektonisches Kleinod. Von René Hornung

63

Boulevard

65

«Unser System ist langsam, das ist manchmal ein Problem, aber eigentlich auch ein Glück»

Katrin Meier gibt Ende März nach 13 Jahren die Leitung des Amts für Kultur Kanton St.Gallen ab. Mit Saiten zieht sie Bilanz: über die Kulturförderung in der Coronakrise, die Kulturlandschaft im Kanton, gelungene Projekte, «Baby-Steps» in politischen Aushandlungsprozessen und die Perspektiven einer St.Galler «Kultur für alle». Interview: Peter Surber und Corinne Riedener, Bild: Tine Edel

Saiten: Reden wir zuerst vom akutesten Thema: Die Coronakrise lähmt den Kulturbetrieb und fordert die Kulturförderung heraus. Wie gehen Sie damit um?

Katrin Meier: Vor allem die Planungsunsicherheit ist für viele enorm belastend und teils auch existenziell. Die gute Seite für uns im Amt für Kultur ist, dass wir etwas leisten können mit unseren Unterstützungsmassnahmen. Wir können tätig sein, wenigstens finanziell, und stehen der Pandemie nicht ohnmächtig gegenüber. Die andere Seite ist das Mitleiden mit der Kultur.

Mitleiden?

Ja. Ich sehe die enorm schwierige Lage vieler Kulturschaffender und persönlich vermisse ich das öffentliche kulturelle Leben. Trotzdem wünsche ich mir, dass in all den Umbrüchen auch Neues möglich wird. Diesen Aspekt hat die Krise ja auch. Es gibt Kulturschaffende, die das zwar nicht gesucht hätten, aber nun Zeit haben, um an Themen und Werken zu arbeiten. Entschleunigung ist ein Stichwort. Und die digitalen Methoden werden noch einmal stärker forciert, was an den einen Orten sinnvoll ist, an anderen weniger.

Zürich lanciert neu eine bis April befristete Pauschalzahlung zur «Existenzsicherung» für Kulturschaffende aller Sparten. Basel will nachziehen. Wäre das ein Modell auch im Kanton St.Gallen?

St.Gallen hat einen anderen Weg gewählt und leistet gemeinsam mit den anderen Kantonen und dem Bund Ausfallentschädigungen für Kulturschaffende. Den Zürcher Weg haben wir schon letzten Sommer mit dem Bund diskutiert. Von Bundesseite wurde die Lösung stets abgelehnt.
Ob man eine Lösung wie Zürich will, ist eine politische Frage. In der Aprilsession berät der St.Galler Kantonsrat das Ausführungsgesetz zu den Covid-Massnahmen; dort könnte die Pauschalzahlung ein Thema sein.

Was ist Ihre Meinung?

Für viele Kulturschaffende wäre eine befristete Pauschalzahlung ein gutes Modell. Die Frage ist, wie stark man für die Kultur Separatlösungen sucht oder umgekehrt die Coronamassnahmen über die Branchen hinweg abstimmt.

Es wäre eine Privilegierung?

Je nach konkreter Situation eine Andersbehandlung.

Der Papierkrieg für all die Gesuche ist beträchtlich. Und teils warten Kulturschaffende lange, bis endlich Geld fliesst. Wäre eine Vereinfachung nicht auch für die Ämter wünschbar?

Tatsächlich sind es aufwendige Verfahren. Und vorweg fallen die Entscheide für Kurzarbeit und Erwerbsersatz; die Unterstützung des Kantons kommt erst danach. Das kann im Einzelfall auch zu lange dauern. Immerhin ist es im Kanton für Kulturunternehmen seit anfangs November und auch für Kulturschaffende seit Ende Januar wieder möglich,



«Der Kulturkanton ist gut aufgestellt»: Katrin Meier

Gesuche einzugeben. Und wir haben die Möglichkeit, in Notlagen schnell zu handeln. In Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Kultur BAK gibt es auch bei uns ein vereinfachtes Verfahren. Es greift in Fällen, wo die Erwerbsersatzentschädigung weniger als 60 Franken pro Tag beträgt. Das ist nicht für uns, aber für die Kulturschaffenden eine Vereinfachung. Voraussetzung für eine andere Lösung wäre im Übrigen im Kanton St.Gallen wie in Zürich eine neue gesetzliche Grundlage. Unsere Unterstützung jetzt basiert auf dem Bundesgesetz.

Die Debatte um ein Grundeinkommen ist längerfristig dennoch wichtig. Corona hat einer breiten Öffentlichkeit klargemacht, wie viele Kulturschaffende in prekären Einkommensverhältnissen leben.

Die Situation ist nicht so eindeutig. Es gibt zweifellos einen Teil der Kulturschaffenden, die sozial schlecht abgesichert sind und deren Lage schnell prekär wird. Da muss man Lösungen suchen. Auf der anderen Seite sehen wir sehr gutverdienende Künstlerinnen und Künstler, die im Normalfall keine Kulturförderung beanspruchen, sondern sich anders finanzieren. Wir haben diese Kulturschaffenden in der aktuellen Zeit verstärkt wahrgenommen. Die nationale Kulturbeauftragten-Konferenz KBK erstellt aktuell ein Gutachten, um mehr Klarheit über die Saläre der Kulturschaffenden zu bekommen, auch über verschiedene Lebensphasen hinweg. Die Pandemie hat klar gezeigt, dass wir mehr über ihre Lage wissen müssen, einmal abgesehen von der sozialen Absicherung, bei der man sich einig ist, dass sie sich verbessern müsste.

Wie kann sie das?

Erste Schritte sind unternommen. So leistet der Kanton St.Gallen bei Werkbeiträgen einen Beitrag an die zweite oder dritte Säule, sofern die Kulturschaffenden ihrerseits einen Beitrag einzahlen. Und bei Leistungsvereinbarungen schauen wir darauf, dass die Mindesthonorar-Empfehlungen der Branchenverbände eingehalten werden.

Ist es nicht gerade in Coronazeiten schwierig, solche Mindesthonorare zu garantieren, wenn auch die Institutionen unter Geldmangel leiden? Oder generell gefragt: Verschärft Corona die Abhängigkeit der Kultur von den staatlichen Geldtöpfen?

Die aktuelle Lage ist so, dass der Staat die Krise finanziell zu lindern sucht – aber damit hat es sich. Ich sehe die Pandemie als eine Ausnahmesituation, aus der ich keine Entwicklung auf mittlere Sicht ableiten würde.

Unabhängig von Corona: Wie hat sich die kulturelle Landschaft und die Fördertätigkeit in den 13 Jahren verändert, in denen Sie im Amt sind?

Das Kulturgeschehen hat sich insgesamt intensiviert, mit der Lokremise St.Gallen etwa oder dem Schloss Werdenberg mit seinen neuen Museen und der Schlossmediale haben sich neue lebendige kantonale Kulturstandorte etabliert. Wir haben die Kulturförderung vor Ort gestärkt, in fast allen Regionen gemeinsam mit den Gemeinden regionale Kulturförderorganisationen aufgebaut, die Förderung gebündelt sowie neue aufgebaut: etwa die kantonale Filmförderung oder die Förderung der Bibliotheken. Mit Tanzplan Ost, Buch und Literatur Ost+ oder der Kulturvermittlungsplattform kklick haben wir neue interkantonale Förderprogramme lanciert. Generell hat sich die Kultur wie die Gesellschaft als Ganzes stärker ausdifferenziert und professionalisiert. Das spiegelt sich in der Fördertätigkeit, die wie in anderen staatlichen Bereichen zugenommen hat. Die Beträge sind insbesondere bei den Institutionen, doch auch bei den Projekten gestiegen. Über alles gesehen gibt es mehr Anlässe, mehr fixe Häuser und in diesem Sinn eine stärkere Institutionalisierung.

Subkulturen fern von den Institutionen erleben in den letzten Jahren nicht gerade eine Hochblüte. Stimmt die These, dass sich die Jungen weniger trauen als früher, dass sich im «Underground» wenig entwickelt? Was wohl auch mit Repression zu tun hat: Wer Freiräume besetzt, kriegt Probleme.

Repression sehe ich nicht. Es wird immer Generationen geben, die den Weg von subkulturellen zu stärker institutionalisierten Formen gehen. Das ist naheliegend, ebenso, dass Initiativen wieder verschwinden. Die Freiräume sind wohl nicht grösser geworden. Die Frage ist aber auch, wie sehr sie gesucht werden.

Was sind die Stärken und Schwächen des Kulturkantons St.Gallen?

Kultur im Kanton ist vielfältig und regional sehr verschieden. Man merkt die historischen Unterschiede etwa zwischen den rätisch geprägten Regionen oder dem Fürstenland. Das finde ich sehr anregend. Ob Rapperswil-Jona, Buchs, Lichtensteig, Wil oder Rorschach und so weiter: Das sind alles kulturelle Kleinzentren mit grosser Vielfalt. Und überall gibt es Perlen. Eine dieser Perlen wird das Klanghaus Toggenburg sein, nach wie vor ein wunderbares und sehr spezielles Projekt. Es ist eine Freude, dass der Kanton zu einem so speziellen Haus Ja gesagt hat.

Allerdings erst nach 20 Jahre langen Krämpfen. Ist das nicht ein Schmerz, dass Sie es nicht mehr im Amt einweihen können?

Nein – ich freue mich, dereinst das Klanghaus zu erleben. Das Projekt ist auf gutem Weg.

Noch einmal zum Kulturkanton St.Gallen: Was fehlt, was blüht?

Eine den Kanton prägende Frage ist: Wie stark ist die Kantonshauptstadt? Nach meiner Einschätzung hat die Stadt ein sehr vitales Kulturleben mit guter Qualität. Es bedient verschiedenste Gruppen, bietet Experimentelles neben Institutionalisiertem. Es gibt jedoch einige Institutionen in der Hauptstadt, die es wert wären, mehr kantonale Beachtung zu erfahren, die aber recht städtisch orientiert sind. Die Lokremise oder die Bibliothek haben hingegen eine kantonale Ausrichtung. Das Spannungsverhältnis zwischen den Regionen ist typisch für den Ringkanton St.Gallen. Die Topografie prägt das Kulturleben und das Kulturangebot. Aufs Ganze gesehen bin ich überzeugt: Der Kulturkanton ist gut aufgestellt.

Und der Kulturkantonsrat? In den letzten Jahren gab es im Parlament immer wieder Sparbefehle, es gab die unselige Kulturplafonierung oder das erste Nein zum Klanghaus. Der Kanton inklusive

Amt für Kultur scheint kulturell fortschrittlicher zu sein als der Kantonsrat.

Das sehe ich nicht so. Letztlich ist jede demokratisch legitimierte Kulturförderung ein Aushandlungsprozess. In einem Kanton mit städtischen und ländlichen Regionen ist das anders als in einem Stadtkanton. Aber diese Reibung hat auch ihr Gutes: Sie gibt der Kultur Bedeutung.

Ist es nicht mühsam, immer wieder um die Daseinsberechtigung der Kulturförderung ringen zu müssen? Und vielleicht die grossen Pflöcke nicht einschlagen zu können, weil sich «das Land» sträubt?

Dass wir im Kanton generell um die Kultur und die Kulturförderung ringen müssten: Das ist vorbei. Es herrscht grundsätzlich eine grosse Akzeptanz, auch im Kantonsrat, dass staatliche Kulturförderung nötig ist, dass kulturelle Angebote wichtig sind für die Gesellschaft. Die Diskussionen drehen sich nicht um diesen Grundsatz, sondern um das Mass. Und das sind klassische politische Diskussionen, die geführt werden müssen. Dass man um das Mass ringt, ist gut und richtig.

Ein Ausdruck dieses Ringens war die Kulturplafonierung von 2016 bis 2019. Die Kultur wurde als einziger Bereich staatlich abgestraft. Hat die Plafonierung Schäden angerichtet?

Ich glaube, dass gewisse Entwicklungen dadurch gebremst wurden. Ein Beispiel dafür ist das St.Galler Figurentheater. Es stand in einem starken Prozess der Veränderung, der Professionalisierung und der Experimente. Diesen Prozess zu fördern wurde erst wieder möglich, als mehr Mittel frei wurden. Die Digitalisierungsarbeit in den Museen wäre ein weiteres Beispiel. Es gab im Kanton eine Reihe von Institutionen oder Personen, die vorwärts kommen wollten, die Ideen und Knowhow hatten, sich weiterzuentwickeln, aber die wir nicht finanziell mitfördern konnten. Die Plafonierung hat gewisse Entwicklungsschritte gehemmt. Sie wurde politisch breit diskutiert und war auch ein politisches Zeichen.

Die Situation der freien Szene ist ein weiterer kulturpolitischer Dauerbrenner. Da hört man Klagen, es sei wenig passiert in all den Jahren unter Katrin Meier.

Ich kenne die Kritik. Man kann das so und anders sehen. Wir haben Verschiedenes in Gang gebracht, unter anderem die mehrjährige Ensembleförderung für Theater und Tanz. Ja, es gibt weiterhin kein Haus für die freie Szene. Und die Lokremise ist stark besetzt durch die festen Mieter, wobei das aus meiner Sicht von Anfang an, schon in der Volksabstimmung, so kommuniziert war. Dennoch war die Erwartungshaltung damals gross. Das Thema ist jetzt wieder auf dem Tisch, sowohl in der Kulturstrategie des Kantons wie im Kulturkonzept der Stadt St.Gallen. Was genau die Bedürfnisse der Szene sind und ob sie ein Haus «füllen» könnte: Das ist abzuklären.

Kein eigenes Haus, aber eine «vierte Sparte» am Theater St.Gallen: Ein solches Modell hat Schauspieldirektor Jonas Knecht schon ins Spiel gebracht. Das Theater St.Gallen ist bis heute ein «Feindbild» der freien Szene. Und es ist der höchstsubventionierte Kulturbetrieb im Kanton.

Da wäre mehr Offenheit für die «Freien» wünschbar.

Ich finde ein grosses professionelles Haus in der Ostschweiz zentral. Ein Zusammenspiel zwischen Freien und fixen Häusern ist sicher zu wünschen und findet auch bereits statt. Die harte Trennung zwischen «etabliert» und «alternativ» scheint mir überholt zu sein.

Ein anderes Stichwort: kulturelle Teilhabe. Im Kulturfördergesetz und in der neuen Kulturstrategie des Kantons wird ein möglichst niederschwelliger Zugang zur Kultur für möglichst breite Kreise propagiert. Das Gesetz ist seit drei Jahren in Kraft: Hat es etwas bewirkt in dieser Hinsicht?

Kulturelle Teilhabe fördern wir seit längerem etwa mit der Plattform kklick, die ostschweizweit Kulturvermittlungsangebote zusammenführt. Schwierig bleibt der Einbezug von Menschen mit Migrationshintergrund. Das ist gemäss Strategie bis 2027 anzugehen.

Kann eine solche Förderung überhaupt von oben kommen? Bei den öffentlichen Foren zum städtischen Kulturkonzept hatte sich gezeigt, dass es schwierig ist, diese Kreise überhaupt zu erreichen.

Es gab vor einigen Jahren eine Kulturkonferenz zum Thema, aber jetzt im Coronajahr hatte anderes Priorität. Es ist ein anspruchsvolles Thema, ein Entwicklungsprojekt, das man sorgfältig angehen muss. Es geht nicht einfach darum, Menschen aus anderen Kulturen ins Theater einzuladen. Man muss gemeinsam den Austausch finden.

Sind solche Strategien nicht einfach Lippenbekenntnisse?

Nein. Sie schaffen Rahmenbedingungen. Für die öffentliche Kulturförderung ist es zentral, ein Fundament, eine Legitimation zu haben, mit der man arbeiten kann. Der Managementplan für den Stiftsbezirk ist ein gutes Beispiel dafür, dass eine Strategie mehr als «Papier» ist, sondern bindend für alle Beteiligten. Das gilt auch für diese erste kantonale Kulturstrategie: Das Parlament hat sie gutgeheissen, man kann auch Finanzierungen damit begründen, falls nötig. Für die staatliche Verwaltung ist das die Realität: Gesetze und Pläne sind die Basis unserer Arbeit. Sie ermöglichen das Handeln.

Gesetze brauchen viel Zeit. Das Klanghaus brauchte Jahrzehnte, die geplante «Public Library» steht noch Jahre nicht. Wie hält man das aus?

Ich bin geduldig. Die Bibliothek war sogar schon bei meinem Vor-Vorgänger ein Thema. Aber die lange Planungszeit zu beklagen: Das ist eine verkürzte Optik. In dieser Zeit sind das Bibliotheksgesetz und eine kantonale Bibliotheksförderung entstanden, das Hauptpost-Provisorium ist eröffnet worden, es ist sehr viel passiert, für die Bevölkerung hat sich die Bibliothekssituation deutlich verbessert. Solche Prozesse sind alles andere als ein Treten an Ort.

Trotzdem: Man muss mit diesen «Baby-Steps» zufrieden sein. Es braucht Nerven …

Ja, und man muss damit leben können, dass es anders kommt als gedacht. Provisorien zum Beispiel haben auch ihre Qualitäten. Die künftige Bibliothek wird eine andere

sein als jene, die sie vor zehn Jahren geworden wäre. Und das Klanghaus-Projekt ist gereift, auch als Folge der Umwege.

Als Leiterin des Amts für Kultur steht man, so stellen wir uns das vor, permanent zwischen den Fronten. Es ist eine Vermittlerinnenrolle. Anstrengend?

Es ist eine Vermittlungsposition zwischen Sach- und Fachanliegen und der Politik. Wobei man erstens relativieren muss: Das bin nicht ich allein, sondern das ist immer ein Zusammenspiel ganz vieler Beteiligter. Und zweitens hilft ein ehrliches Interesse an beiden Seiten und die Neugier, herauszufinden, wie eine Sache für beide lohnend sein könnte. Ich erlebe diese Arbeit nicht als konfliktträchtig.

Nie die Nase voll gehabt von Diplomatie? Von der Übersetzungsleistung, die das Amt machen muss?

Wichtig ist mir, dass sich, wer mitentscheiden soll, wirklich mit dem Thema beschäftigt. Dann können Wertvorstellungen und Einschätzungen aufeinanderprallen, das kann anstrengend sein, ist aber oft auch fruchtbar und konstruktiv.

Bleibt in diesem Feld des Aushandelns Platz für Visionen?

Es bleibt Platz sowohl für Experimentelles als auch für Neues. Demokratische Aushandlungsprozesse, die oft jahrelang dauern, lassen nicht unbedingt grosse Prestigeprojekte entstehen, sondern schaffen gut abgestützte und für viele nutzbare Angebote. Die Pyramiden sind nicht in einem demokratischen System entstanden, die Fürstabtei St.Gallen auch nicht. Da mögen herrliche Bauwerke mit einer individuellen Handschrift entstehen, aber unserer demokratischen Gesellschaft würden sie nicht entsprechen.

Wer in Ihre Fussstapfen tritt, wird sich also nicht mit grossen Würfen profilieren können?

Doch, und zwar mit wunderbaren Angeboten für die ganze Bevölkerung. Zugänglichkeit finde ich den zentralen Anspruch an eine staatliche Kulturförderung. Es soll durchaus experimentelle Angebote geben, die nicht breitentauglich sind. Aber zugänglich sollen sie sein. Das ist die Maxime der öffentlichen Kulturförderung, im Gegensatz zum Mäzenatentum.

Droht nicht trotzdem die Schere zwischen dem Drittel der Bevölkerung, das kulturnah ist und die Angebote nutzt – und den Zweidritteln, die davon fern bleiben?

Die Anstrengungen zur Förderung der kulturellen Teilhabe haben genau zum Ziel, dass diese Spannung nicht zu gross wird und die Differenzen etwas aufgefangen werden.

Mehrheitsfähige Kultur also?

«Mehrheitsfähig» würde ich nicht sagen, aber frei zugänglich – den Zugang zur Kultur möglichst niederschwellig zu gestalten, hat nichts mit Populismus zu tun. Aber wer will, soll Zugang haben.

Zugänglichkeit ist unter anderem auch eine finanzielle Frage. Müsste man Kulturangebote verbilligen? In der Stadt St.Gallen war bis zu den 80er-Jahren zum Beispiel der Museumseintritt gratis.

Das ist so. Ohne staatliche Förderung wären heute viele Kulturangebote unbezahlbar. Über die Subventionierung hinaus haben wir allerdings keinen Einfluss auf Ticketpreise. Die Diskussion ist geführt worden bei der Eröffnung der Bibliothek Hauptpost. Zuvor war die Kantonsbibliothek Vadiana kostenlos zugänglich, während die Stadtbibliothek Gebühren kannte. Man hat dann einen Mittelweg gefunden. Was die Museen betrifft: Für Kinder und Schulklassen sind sie gratis. Und die Kulturlegi leistet ebenfalls einen Beitrag zur Zugänglichkeit zahlreicher Kulturangebote. «Gratiskultur» hat allerdings einen Haken. In einer ökonomisierten Gesellschaft gilt: Was nichts kostet, ist nichts wert. Dass Kultur generell gratis sein sollte, damit wäre ich nicht einverstanden.

Noch einmal zurück zur Coronakrise: Wird sie das kulturelle Angebot nachhaltig verknappen?

Ich würde da keine Prognose wagen – aber davon ausgehen, dass der Kulturbetrieb vielfältig bleiben wird. Es wird wohl unterschiedliches Publikumsverhalten geben, von den einen, die «hungrig» sind und die Angebote sehr vermisst haben, bis zu den anderen, die nur zögerlich zurückkehren werden. Vielleicht tauchen auch neue Publikumsbedürfnisse auf, die der Kultur zugute kommen – der Wunsch nach Geselligkeit, nach physischen Kontakten. Bei den Kulturschaffenden und Institutionen werden die Folgen ebenso divers sein. Die einen werden weiterhin analog unterwegs sein und das nach der langen Pause umso mehr schätzen. Die anderen werden sich hybrid weiterentwickeln. Der Prozess der Veränderung betrifft im übrigen auch die Freiwilligenarbeit – ganz viele Kulturbetriebe leben von Freiwilligenarbeit.

Ein grosses Kultursterben befürchten Sie nicht?

Im Moment nicht, allerdings ist die Frage, wie lange die Pandemie noch andauert. Sommer ist eine optimistische Perspektive, auch wenn Grossanlässe mit mehreren zehntausend Personen – wie etwa die Stadtfeste – weiterhin sehr fraglich sind. Wie weit es Anlässe mittlerer Grösse diesen Sommer geben wird … man wird sehen.

Haben wir in zehn, fünfzehn Jahren eine andere Kulturlandschaft im Kanton? Gibt es andere Förderinstrumente?

Das wird von vielen mitentwickelt. Die Kulturförderung bleibt im Fluss mit den gesellschaftlichen Entwicklungen. Im Moment sind Transformationsprojekte aktuell, die im Zug von Corona besonders gefördert werden. Für die mittlere Zukunft würde ich mir wünschen, dass die neue Kantons- und Stadtbibliothek am Marktplatz in St.Gallen realisiert ist, mit einem lebendigen Literaturhaus-Teil, dazu das Klanghaus und das neue Staatsarchiv: solche Bauten stehen natürlich besonders im Fokus der Aufmerksamkeit. Daneben werden die vorhin genannten Themen wichtig bleiben, die Teilhabe, auch die kleinen Schritte. Unser System ist langsam, das ist manchmal ein Problem, aber eigentlich auch ein Glück.

Katrin Meier leitet nach früheren Tätigkeiten als Journalistin und Arbeitspsychologin seit 13 Jahren das Amt für Kultur des Kantons St.Gallen. Im Mai übernimmt sie das Präsidium der Ortsbürgergemeinde St.Gallen als Nachfolgerin von Arno Noger.

Das Rückgrat der Schweiz

Die Pandemie macht deutlich: Damit professionelle Kultur gedeihen kann, braucht es entsprechendes Kulturland. Doch dieses ist bedroht – durch Sparübungen, durch selbstausbeuterische Arbeitsverhältnisse und die fehlende Einsicht, dass Kultur gesellschaftliche Grundlagenforschung leistet. Von Eva-Maria Würth

Wir stecken seit rund einem Jahr in einer der grössten Krisen, die die Schweiz seit den beiden Weltkriegen erlebt hat – die Coronapandemie hat den Kultursektor als einen der ersten mit dem vom Bundesrat erlassenen Berufsverbot hart getroffen und wird ihn noch weit über ihr Ende hinaus beschäftigen.

Doch die Krise des Kultursektors begann bereits früher. Gestandene Kulturhäuser und die Off-Szene, Kulturverbände und regionale Lobbyorganisationen weisen seit Jahren darauf hin: Die zunehmende Neoliberalisierung des Marktes nach dem Motto «The winner takes it all» untergräbt die grundlegenden kulturellen Werte unserer Gesellschaft und bildet aus den Kulturakteur*innen ein neues Prekariat.

Während in den letzten Jahrzehnten in der Schweiz das gesellschaftliche Bewusstsein gewachsen ist, dass es zu einem aufgeschlossenen Staat gehört, Kunst und Kultur zu fördern und sichtbar zu machen, beginnt dieses Bewusstsein nicht nur in bürgerlichen Kreisen zunehmend zu erodieren. Mit ihrem Wandel vom Liberalismus zum Neoliberalismus als Basis ihrer politischen Konzeption bricht der Schweiz zunehmend das Selbstverständnis weg, Kultur zugänglich zu machen und gesellschaftlich nachhaltig mit öffentlichen Mitteln zu fördern.

Es braucht die Nischen und das Unbequeme

Die grosse politische Diskussion dreht sich um die entscheidende Haltung, wieviel öffentliche Kulturförderung sich eine Gesellschaft leisten will und ob Kunst finanziell selbsttragend sein soll. Zum einen lässt sich Kultur nicht an einem politischen Links-Rechts-Schema festmachen, sondern erfordert ein grundsätzliches Kulturverständnis des Pluralismus.

Zum anderen darf die Förderung von Kunst und Kultur und deren Inhalten nicht daran gemessen werden, ob sie finanziell gewinnbringend sind. Blockbuster müssen sich primär am Geschmack des Mainstreams orientieren und nicht an künstlerischen Kriterien. Die Kultur eines Landes besteht jedoch aus unzähligen kleinen und feinen Tönen, die in ihrer Vielfalt den Diskurs und damit den Zusammenhalt in unserem Land bilden. Es braucht eine demokratisch legitimierte Kulturförderung und eine Kunst, die auch unbequeme Fragen zulässt und sich nicht am Profit für Einzelne orientiert.

Kulturakteur*innen sind mit ihren Werken massgeblich gesellschaftsbildend. Durch ihre Kulturproduktion schaffen sie ein reiches öffentliches Kulturleben, das unsere Dörfer und Städte attraktiv macht. Dies ist nicht nur ideell anzuerkennen – der Kultursektor muss als weitergreifende Ressource verstanden werden. Die künstlerische Qualität ist in der Schweiz hoch. Doch es fehlen nachhaltige Strukturen, Einnahmemöglichkeiten und Förderkonzepte. Damit wird den Kulturakteur*innen in den meisten Kultursparten die Chance genommen, sich längerfristig als Kulturprofis betätigen und entwickeln zu können.

Die Schweiz ist ein Land des Konsenses. Es geht immer darum, Lösungen zu finden, die von allen zumindest mitgetragen werden. In diesem Diskurs sind die Mitteparteien die wichtigsten Player. Sie werden sowohl von links als auch von rechts umworben, weil sie das Zünglein an der Waage bilden.

Die mangelnde Wertschätzung der Kultur durch tonangebende Politiker*innen führte in jüngerer Vergangenheit in verschiedenen Kantonen dazu, dass zunehmend Mehrheiten wegbrachen und Kulturbudgets zusammengestrichen wurden. Dieses Agieren widerspricht dem schweizerischen Verfassungsauftrag, die kulturelle Vielfalt zu fördern. Dabei sind die Kantone und Gemeinden massgeblich für die Kulturförderung und Kulturpflege verantwortlich.

Normal ist das Atypische

Die Coronakrise führt Gesellschaft und Politik in aller Dramatik vor Augen, wie divers die Lebens- und Arbeitsrealität der Kulturakteur*innen ist, wie vielfältig und oft prekär ihre Einkommenssituation und soziale Absicherung ist. Sie macht offensichtlich, dass das Schweizer Sozialversicherungssystem nicht gleichermassen für alle greift. Es ist nach wie vor auf das Normalarbeitsprinzip einer unbefristeten

100-Prozent-Festanstellung ausgerichtet. Jedoch arbeitet unterdessen in der Schweiz mehr als ein Drittel aller Erwerbstätigen in sogenannt atypischen Arbeitsverhältnissen: in Teilzeit, befristeten Anstellungen, Mehrfachbeschäftigungen usw.

Der Kultursektor ist ein Beispiel für einen Wirtschaftszweig mit atypischen Beschäftigungsformen. Gerade in diesem sind auch viele selbständig Erwerbende zu finden. Um die soziale Sicherheit dieser Akteur*innen zu verbessern – unabhängig von der Coronakrise –, müssen entsprechende Weiterentwicklungen in den Strukturen, im Förder- und auch im Sozialversicherungssystem vorgenommen werden.

Für die nächsten Jahre ist zu befürchten, dass wegen der Pandemie Kürzungspakete gefordert werden und die öffentliche Kulturförderung weiter unter die Räder kommen könnte. Das wäre ein kurzsichtiges Handeln, das es zu verhindern gilt: Denn eine Jahrhundertkrise lässt sich nicht mit kurzsichtigen Budgetkürzungen finanziell bewältigen, sondern im Gegenteil nur durch antizyklisches Investieren.

Falls staatliche Kulturförderbeiträge wegbrechen sollten, sind die Leidtragenden nicht nur die Kulturakteur*innen, sondern wir alle: Kulturförderung begünstigt die Entwicklung neuer Formen von Kunst und Kultur, ohne Zwang rentabel zu sein. Kulturförderung ermöglicht gesellschaftliche Grundlagenforschung, die sich eine Region, eine Stadt, ein Land leisten muss. So schafft Kulturpflege Identität und Zugehörigkeit. Wir müssen alles dransetzen, dass die kulturelle Vielfalt mit all ihren Nischenproduktionen erhalten werden kann.

Kultur trägt massgeblich zu unserer Lebensqualität bei. Sie ist das Rückgrat der Schweiz: An ihr hängt – abgesehen von den ideellen kulturellen Werten – eine lange ökonomische Wertschöpfungskette. Oft wird argumentiert, die Kultur koste nur. Dabei belegen Studien das Gegenteil. Sie schafft nicht nur Arbeitsplätze, sondern sorgt auch für Innovation und Impulse.

Kultur ist in verschiedener Hinsicht systemrelevant: für die Gesellschaft, für das Individuum, für die Wirtschaft. Volkswirtschaftlich gesehen ist Kultur ein meritorisches Gut – wie zum Beispiel Bildung. Jeder Franken, der für Kultur ausgegeben wird, kommt indirekt x-fach zurück.

Wichtig ist, sich nicht von Zahlen täuschen zu lassen. Rein ökonomische Gründe sind nie alleine ausschlaggebend für eine kulturelle Betätigung. Die Frage ist schlussendlich, was es braucht, damit Menschen professionell kreativ tätig sein können. Dabei dürfen Aspekte des Prekariats und der Fragilität der Kulturproduktion nicht ausser Acht gelassen werden.

Allianzen bilden!

Wie kann und muss zukünftig Kultur gefördert werden? Darüber darf nicht erst nach der Pandemie gesprochen werden. Wir müssen eine Diskussion über den Wert von Kultur führen und uns überlegen, was eine zeitgemässe, liberale, demokratische Gesellschaft braucht, um ein gutes Leben zu ermöglichen. Dafür braucht es einen gut funktionierenden Kultursektor.

Ausbeutung und Selbstausbeutung sind an der Tagesordnung. Solange dies die Kulturakteur*innen akzeptieren, handelt es sich um ein sich fortlaufend selbst reproduzierendes System. Es tut not aufzustehen, zu intervenieren und entsprechende Honorare und eine Verbesserung in Politik und Gesellschaft einzufordern. Hier sind von den Kulturakteur*innen über Kulturorganisationen und Verbände alle gemeinsam gefordert, sich in den politischen Diskurs einzubringen und Position zu beziehen. Es gilt auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene verstärkt Allianzen zu bilden, verlässliche Netzwerke auszubauen und mit den Entscheidungsträger*innen und Meinungsmacher*innen ins Gespräch zu kommen.

Eva-Maria Würth, 1972, ist Co-Präsidentin von Pro Kultur Kanton Zürich, Bildende Künstlerin (Künstlerduo Interpixel) und Hochschuldozentin.

«Jetzt ist es akut geworden»

Der Pandemie trotzt die Theaterwerkstatt in Frauenfeld mit einer Kreativpause bis August. Die Devise heisst: agieren statt reagieren, experimentieren statt dauernd abwarten, ob man spielen kann oder nicht. Besuch im Gleis 5. Von Dieter Langhart



Vor der Theaterwerkstatt in der Vor-Corona-Zeit (v.l.): Joe Fenner, Rahel Wohlgensinger, Giuseppe Spina, Noce Noseda, Simon Engeli (Bild: pd)

«Wir sind gleich zurück»: Das handgeschriebene Schild am Eingangstor zur ehemaligen Remise hinterm Bahnhof Frauenfeld ziert die Website der Theaterwerkstatt. Daneben ein paar erklärende Sätze, weshalb sie zu ist, weshalb es kein Programm gibt und keine Liveveranstaltungen bis Ende Sommer.

Ein kalter Mittwoch Anfang Februar. Drinnen sieht es nach Baustelle aus, provisorisch, fast chaotisch, doch im Theatersaal ist Leben: Die Brassformation Generell 5 probt lauthals für *Heidi und der Wolf*. Die Uraufführung wird nicht draussen sein, sondern per Livestream in unsere Stuben gelangen. Regisseur Giuseppe Spina brauchen sie gerade nicht, er sitzt oben in der Kaffeeküche, neben ihm Rahel Wohlgensinger und Simon Engeli, Noce Noseda und Joe Fenner; die administrative Seele Judith Zwick arbeitet daheim.

«Seid ihr niedergeschlagen?» Nein, antwortet Spina, der zurzeit vor allem an eigenen Projekten arbeitet. Denn die Theaterwerkstatt ist eine Produktionsstätte, kein Gastspieltheater; die sechs ziehen am gleichen Strick und ziehen auch eigene Projekte durch, allein oder in wechselnder Zusammensetzung. Spina nennt die Situation gar ein Geschenk: «Wir können Dinge in Angriff nehmen, die ohnehin im Raum standen.» Dazu gehöre, Neues auszuprobieren, kreativ zu sein, zu agieren statt zu reagieren. Also etwa den Requisitenfundus ausmisten, aufräumen, manches in den neuen Lagerraum in Müllheim auslagern, hier einen Nagel einschlagen und da eine Stellwand zurechtsägen – und auch den Kopf entrümpeln.

Denn Vorstellungen wird es hier bis im Sommer keine geben, weder im Theatersaal mit den alten Kinoklappsesseln noch draussen. Vielleicht im Hof des Naturmuseums, wo vor zwei Jahren Rahel Wohlgensinger und Simon Engeli mit *Der Sängerkrieg der Heidehasen* als Puppen-Openair-Theater Jung und Alt begeisterten. Da ist kommenden Sommer ein Comeback vorgesehen. Und dazu hat Museumsdirektor Hannes Geisser zudem eine Idee ausgeheckt: eine temporäre Ausstellung samt Liveveranstaltungen zum Thema «Das Tier im Puppenspiel».

«Man darf den Faden nicht verlieren»

Giuseppe Spina sagt: «Zu planen ist schwierig. Niemand weiss ja, was dann sein wird, welche neuen Auflagen und Vorschriften und Verbote dann gelten werden.» An denen hätten sie ohnehin zu kauen. *Biber the Kid* müsste im Mai zum dritten Mal auf Tournee gehen. Und hoffentlich klappt es mit der Operette Sirnach, wo er Regie führt; *Kiss Me Kate* in Vaduz, wo er mitgespielt hätte, wurde abgesagt, weil der Laienchor nicht proben darf.

Noce Noseda, wie Spina Schauspieler und Regisseur, weiss, dass es Verträge braucht, dass es Vorlauf braucht, dass es Proben braucht. Für dieses Jahr hatte die Theaterwerkstatt ein Stück parat und es als Tourneeproduktion verkauft – nichts da, abgesagt. Simon Engeli bestätigt den Stau bei geplanten Projekten; man könne Termine nicht wieder und wieder schieben.

Seine Frau Rahel Wohlgensinger, Puppenspielerin aus St.Gallen, erzählt von der psychischen Herausforderung: «Wir müssen planen, damit wir aktiv sein können – doch jetzt ist das ein ständiges Loslassen.» Sie sei von Gastspieltheatern angefragt worden, doch alle Auftritte hätten auf den Sankt-Nimmerleinstag verschoben werden müssen. Das Problem bei Produktionen: Man müsse sie live sehen können, nicht am Bildschirm, damit sie weiterempfohlen werden. «Dass man den Faden verliert, ist eine Gefahr.» Rahel Wohlgensinger lässt das Wort Alpträume fallen. «Wenn ich aktiv bin, geht es mir besser.»

Als der zweite Shutdown kam, gab sich Giuseppe Spina eine Tagesstruktur: Er baute ein Bühnenbild, um nicht in ein Loch zu fallen. «Dabei war unsere Branche ein halbes Jahr voraus: Wir verlangten Masken, bevor sie obligatorisch waren.» Und er ist frustriert über die übertragene Verant-

wortung: «Wir hatten mit 50 Plätzen und Schutzkonzept volles Haus und dennoch Bedenken, ob wir veranstalten sollten. Doch hätten wir uns geweigert, als wir nur noch vor zehn statt 50 Zuschauern spielen durften, kam die Befürchtung auf, ob man überhaupt noch Anspruch auf Erwerbsausfallzahlungen hatte.»

Sein Firmensitz ist im Thurgau, er wohnt aber im Kanton Zürich – auch da gibt es Unterschiede in der Zuständigkeit. Ihm fehlt es an Koordination und Orientierung. Das Kulturamt des Kantons Thurgau habe der Theaterwerkstatt angeboten, zwischen der Verrechnung entgangener Gagen oder dem Durchschnitt der letzten zwei Jahre wählen zu können, wirft Simon Engeli ein.

Weichen stellen – aus Theater wird Realität

Judith Zwick hatte die Strategietage zum Wie-Weiter angedacht und die Halbjahrespause angeregt. Rahel Wohlgensinger nennt sie «unseren ruhenden Pol»: Zwick helfe, im Team strukturiert nachzudenken, statt dass jeder für sich als «Kulturpflänzchen» agiere. Und aus dem Verein «Freunde der Theaterwerkstatt Gleis 5» hätten sie zahlreiche Reaktionen erhalten: Fragen, Mails, Spenden. «Sie haben uns gern», sagt die Runde am Küchentisch. Nur: Noce Noseda fehlen die Kontakte, die Umarmungen schon an der Kasse, in die sich das Team im Turnus teilt. Denn am Gleis 5 macht jeder alles. Und keiner ist angestellt bei der GmbH Theaterwerkstatt, jeder muss um seine eigene Existenz besorgt sein.

Joe Fenner hat vor zweieinhalb Jahren den Monolog *Mein Leben in H0* gegeben: inmitten einer formidablen Anlage im Massstab 1:87 eine Studie über Weichenstellungen und Neuanfänge – das Thema ist nun sehr real geworden. Auch Fenner vermisst all die Kontakte, zumal er bei der Sommerproduktion nicht dabei sein wird, weil er ein Engagement beim Origen-Festival auf der Burg Riom eingegangen ist. Im Herbst sei er aber zurück für die Produktion der Operette Sirnach, bei der Spina Regie führt. «Ich bin ungeduldig», sagt Fenner, und es wirkt, als wolle er mit der Faust auf den Tisch hauen.

Noce Noseda sagt stellvertretend für alle: «Wir sind es gewohnt, mit prekären Situationen umzugehen, doch jetzt ist alles sehr akut geworden. Wie wird sich die Pandemie auswirken? Wie proben wir?» Dann fragt er sich grundsätzlich, was die Theaterwerkstatt eigentlich sei. Ein Kollektiv? Eher ein offenes Kreativsystem, meint er, denn alle verfolgen auch ausserhalb der Lokremise eigene Projekte, allein oder zu zweit, zu dritt. «Wir sitzen im selben Boot», sagt Noseda, «wir sind eingebettet im System Theaterwerkstatt, das weitherum wahrgenommen und geschätzt wird.» Und dann fällt das Zauberwort, das manches vereinfachen würde: eine Leistungsvereinbarung mit dem Kanton. Es wäre an der Zeit, ob mit oder ohne Corona, ein Globalbudget zu haben, statt jedes Projekt einzeln eingeben zu müssen.

Der zweite ruhende Pol am Gleis 5 ist eine Aussenseiterin des Theaterbetriebs: die Künstlerin Carole Isler. Sie zeichnete und malte an einem Tisch im Obergeschoss und hat sich nun fest einrichten können. Neben ihr in einem weiteren Raum: Melanie Geiger, Bildhauerin aus Müllheim.

Wie alles aufgegleist worden ist

Wo einst SBB-Mechaniker Loks und Waggons in Schuss hielten, eingeklemmt zwischen den Bahngleisen und dem Lindenpark, entstand vor elf Jahren eine befreiende neue Welt, eine Plattform für Kleinkunstprojekte und eine Werkstatt für Theaterproduktionen. Hier wird seither geplant und erarbeitet, von hier gehen Stücke hinaus ins Land auf Tournee. «Das ist unsere Homebase», sagte Simon Engeli damals, «das gibt ein gutes Gefühl.» Hundert Stühle hatte das Team von einem ausrangierten Theater in Verbania erhalten; Unterstützerinnen konnten für sie eine Patenschaft übernehmen, und ein Gönnerverein wurde gegründet. Der Kanton hatte einen rechten Investitionsbeitrag aus dem Lotteriefonds beigesteuert; angestrebt wurde schon damals eine Leistungsvereinbarung.

Mitte 2012 wird so richtig gefeiert, vier Tage dauert das Eröffnungsbouquet. Klaus Hersche, damaliger Beauftragter der Thurgauer Kulturstiftung, sagt: «Wir unterstützen nicht die Theaterwerkstatt, aber was hier drin passieren wird.» Die Theaterwerkstatt sei «ein Symbol für etwas, das immer schwieriger wird heute». Mut, Begeisterung, Einsatz und Verrücktheit brauche es, sagt Hersche, und die Unterstützung durchs Publikum.

Scapins Streiche nach Molière ist das erste Stück, das in der Theaterwerkstatt Gleis 5 in Frauenfeld entsteht und das nach den Premierenvorstellungen im August 2012 auf Schloss Girsberg auf Tournee durch die halbe Schweiz geht. Im Jahr darauf folgt mit Michail Bulgakows *Meister und Margarita* ein teuflisches Vergnügen; der Förderverein zählt bereits 170 Mitglieder. Und so geht es weiter im Takt: in meist wechselnder Besetzung, mit Musik, Tanz oder Slapstick unterfüttert, mit anderen Kompetenzen und anderen Spielweisen angereichert. Und bald kommen zwei weitere Spielorte unter freiem Himmel hinzu: das Naturmuseum Thurgau in Frauenfeld, der Greuterhof im nahen Islikon.

In wechselnden Besetzungen

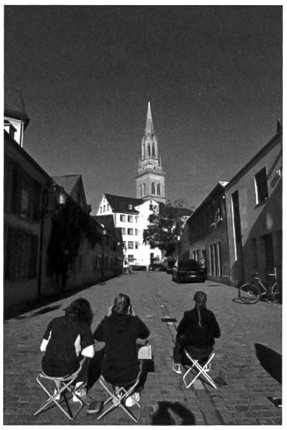
Wer die lebhafte Ostschweizer Theaterszene verfolgt, trifft die Gleis-5-Mitglieder immer wieder in Produktionen an – und umgekehrt nutzen Formationen die Theaterwerkstatt als Ort für ihre Proben. Man leiht sich gegenseitig Kompetenz aus. So spielt Spina 2012 in *Black Rider* am See-Burgtheater in Kreuzlingen; so gibt Astrid Keller, Co-Leiterin am See-Burgtheater, 2014 die Mutter Erde im Freilichtspiel *Laina Viva*, das Simon Engeli und Giuseppe Spina für den Schweizerischen Nationalpark geschrieben haben; so tritt Simon Engeli 2016 bei *Karl's Kühner Gassenschau* in *Sektor 1* auf. Drei der fünf Multitalente vom Gleis 5 haben ihr Handwerk an der Scuola Teatro Dimitri in Verscio gelernt, zwei davon spielen und singen zudem in der Irish-Folk-Formation A Little Green, die etwa vorletzten November durchs Fenster einstieg und den passenden Soundtrack lieferte zur schwarzen Komödie *Der Held der westlichen Welt* des Iren John Millington Synge. War das ein derber Spass!

An Ideen, an Kreativität hat es der Theaterwerkstatt noch nie gemangelt, doch jetzt hat ihr ein tückisches Virus einen Strich durch die Planungsrechnung gemacht und ein Loch ins Portemonnaie gerissen. «Wir sind uns gewohnt, mit prekären Situationen umzugehen», hatte Noce Noseda gesagt, «doch jetzt ist es akut geworden.»

theaterwerkstatt.ch

Buchgeschichten auf Schritt und Tritt

Richard Butz bringt seine literarischen Streifzüge durch die Stadt St.Gallen jetzt als Buch heraus, in neun Heften. Das Motto liefert Niklaus Meienberg: «Ich hätte Lust auf einen Spaziergang». Ein Riesenwerk. Von Peter Surber



Zeughausgasse

Damals hat er bei der Frau Lüthy
das Zimmer gehabt; Zeug-
hausgasse 20, im Schatten der
Klostertürme. Ein Zimmer,
das man «den Kasten» nannte,
weil es so klein war. «Dä isch
scho lang verfuulet», sagt
Frau Lüthy. Er sei immer gut ange-
zogen gewesen, und die Artikel,
die er für die Firma Opitz ver-
trieb, waren nichts wert. Schon
von weitem habe man ihn
kommen hören mit seiner schönen
Tenorstimme, singend sei er
immer gekommen, ihr Schwieger-
sohn hat S. auf dem Klavier
begleitet, wenn er Arien aus Lehars
«Land des Lächelns» sang. Sie
habe an der Beerdigung teilnehmen
wollen, doch die Kantonspolizei
sagte: Da gibt es keine Beerdi-
gung. Sie habe ihn gerngehabt. Es
sei ein Justizmord gewesen.»

Aus: Niklaus Meienberg: *Ernst S., Landesverräter*, in: *Reportagen aus der Schweiz*, Zürich 1994

Dass C.G. Jung als junger Militärarzt Dienst in der Kaserne St.Gallen geleistet hat: Gewusst? Am 4. Oktober 1911 schreibt er an seinen Lehrer Siegmund Freud: «Ich tue jetzt meine Pflicht als Feld-, Wald- und Wiesenarzt, Füsse salben, Hühneraugen schneiden, Diarrhöen behandeln, und fühle mich schon wieder ganz klein und hässlich.» Im übrigen studiere er die Fälle von Vorhautverengung bei den Soldaten anlässlich «der sog. Schwanzvisite».

Das ist nicht unbedingt der literarisch hochstehendste Beitrag im Buch – aber eine der vielen Funde, die Herausgeber Richard Butz bei seinen Gängen durch die Literaturstadt St.Gallen gemacht hat. Immer wieder kreuzen sich die Wege später berühmter Persönlichkeiten mit der Gallusstadt. Zwei Jahrzehnte vor Jung ist es der Maler Emil Hansen, der am hiesigen Industrie- und Gewerbemuseum unterrichtet, das «kleinstädtische Leben» als «stumpfsinnig und öd» empfindet, nach sechs Jahren wegzieht und als Emil Nolde in die Kunstgeschichte eingehen wird. Oder Robert Jungk, der Zukunftsforscher, der 1943 als jüdischer Flüchtling vier Monate lang in der Strafanstalt St.Jakob interniert ist und Tüten klebt. Oder Niki de Saint Phalle, die 1956 in der damaligen Galerie Gotthard ihre erste Ausstellung überhaupt eröffnet. Oder W.G.Sebald und seine Erinnerungen an das Institut auf dem Rosenberg, wo er – unglücklich – ein Jahr lang Deutsch unterrichtet und später den Direktor des Instituts als «Mafioso» tituliert.

Prominente literarische Zaungäste: Das ist ein Strang, den man an der Hand von Richard Butz quer durch die insgesamt neun Broschüren-Bände des Werks verfolgen könnte. Ein anderer wäre: vergessene einheimische Stimmen. Ein dritter: die klingenden Namen und Bestseller der St.Galler Literatur. Ein vierter: verschwundene Orte. Ein fünfter: Stadtliebe und Stadthass. Ein sechster: Frauen, Männer. Und so weiter. Butz ordnet naheliegenderweise topografisch: die neun Streifzüge gelten je einem Stadtteil.

Gewaltiges kulturelles Namedropping

A propos Hassliebe: Den Buchtitel *Ich hätte Lust auf einen Spaziergang* hat Butz bei Niklaus Meienberg entlehnt. Und Meienberg ist denn auch gleich in mehreren Kapiteln präsent. An der Zeughausgasse, wo Meienberg der Erschiessung des «Landesverräters» Ernst S. nachging. In St.Fiden, wo Niklaus gross geworden ist. Oder im Klosterviertel: Da darf die Erinnerung an die Flade und deren lustfeindlichen Rektor nicht fehlen, ebenso wenig das Gedicht *Media vita*, Meienbergs Verneigung vor «Kollega» Notker Balbulus, dem St.Galler Mönch, mit dem die St.Galler Literaturgeschichte im 8. Jahrhundert ihren Anfang nimmt.

Der Buchtitel soll aber auch Praxis sein: Butz versteht das Buch als Spazierführer. Die Broschürenform macht es möglich, mit einem der Bände in der Hand den Spuren nachzugehen. Ein Teil des Materials verdankt sich nicht umsonst den literarischen Spaziergängen, die Richard Butz am Wortlaut-Festival jeweils am Sonntagvormittag anbietet. Allerdings steckt in den neun Bänden weit mehr drin als die Frucht dieser Rundgänge. Bereits 1994 hat Butz einen heute vergriffenen Reader mit dem Titel *Mein St.Gallen* herausgebracht, später die *Momentaufnahmen* mit Lyrik und Prosa oder die Gedicht-Anthologie *Bäuchlings auf Grün* mit herausgegeben – Zeugnisse einer beinah lebenslangen Passion für das literarische St.Gallen.

600 Seiten, geschätzte tausend Namen, ungezählte Örtlichkeiten, Randspalten mit bibliografischen Informationen und weiteren Querverweisen: Vollständigkeit habe er zwar nicht angestrebt, betont Richard Butz. Aber was an «Vermisstmeldungen» kommt, wenn das Werk einmal erschienen ist, nehme ihn wunder – und werde ihn auch wurmen. Ein Buch mit diesem Anlauf könnte die Tendenz haben, nie fertig zu werden. Und so sei es denn auch anfangs gewesen, als er mit der Niederschrift begann und nur langsam vom Fleck kam. Die «Rettung» brachte Corona: Plötzlich waren alle sonstigen Verpflichtungen reduziert, das Reisen fiel ganz weg, und praktisch im Wochentakt habe er im ersten

Lockdown die Kapitel niederschreiben können, mit dem über die Jahre zuvor gesammelten Material.

Diskurse in der Enge

Keine Vollständigkeit also – aber ein breites Spektrum war das Ziel. Entsprechend grosszügig und «möglichst wertfrei» legte er den Begriff von Literatur und von Kultur überhaupt aus. Die literarische Qualität sei kein Kriterium gewesen, sondern die Vielstimmigkeit und der Ortsbezug.

So findet man beim Gang durchs Heiligkreuz und die dortigen früheren Italienerquartiere, «Klein-Venedig» genannt, den bösartigen Bericht des Wohnungsinspektors der Stadt, der 1912 über die engen Wohnverhältnisse, den Schmutz und die «sittenverdorbene Gesellschaft» herzieht, «die der Polizei, dem Arzt und, was die Kinder betrifft, dem Lehrer und Erzieher und auch dem Totengräber über das Mass hinaus zu schaffen macht».

Oder man hebt auf der anderen Seite der Stadt mit dem Autor ab: Auf dem Breitfeld angekommen, berichtet Butz über all die Flugpioniere, die hier Kopf und Kragen riskiert haben – darunter neben bis heute klingenden Namen wie Mittelholzer, Gsell oder Kunkler auch Pionierinnen wie Margret Fusbahn-Billwiller, die 1930 mit fast 5000 Metern einen Höhenrekord mit dem Leichtflugzeug errang. Für ihn könne es nie genug Fluggeschichten im Buch haben, lacht Butz. Das sei möglicherweise ein Reflex seines Fernwehs und des Wunsches nach weiten Horizonten über das enge Steinachtal hinaus.

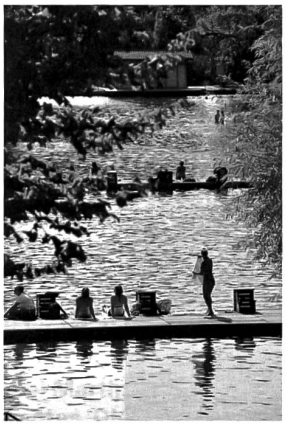
Stichwort Steinach: Dass es einen St.Galler «Diskurs in der Enge» gibt, immer wieder gegeben hat, könnte man auch in dieser Sammlung bestätigt finden. In der Mülenenschlucht sprudelt die hiesige Kulturgeschichte besonders lebhaft und arbeiten sich Autorinnen von Gabrielle Alioth oder Monika Slamanig bis Hans Fässler am Gallusmythos ab. Doris Clavadetscher-Etter schildert das ärmliche Leben «Auf dem Damm» in den 1920er-Jahren. Karl Schölly, unverzichtbarer Zeuge der literarischen Stadtgeschichte, erlebt das Nagelfluhtobel als Bub Anfang des 20. Jahrhunderts als Kletterparadies – und den Rosenberg auf der anderen Talseite noch ziemlich unverbaut: Hinter dem Grabenschulhaus seien die Hänge hoch Reben gewachsen, liest man in den *Bildersälen*, Schöllys Kindheitserinnerungen.

Erst recht die Kathedrale: Sie inspiriert berühmte Besucher wie Rudolf Hagelstange oder J.C.Heer zu hymnischen Texten. Der katholische Publizist Gonzague de Reynold erholt sich in ihr von seiner schlechten Laune über eine Stadt, die sich seit Vadian «zu keinem eigenen geistigen Leben mehr aufgeschwungen» habe, in der «die Leute bisweilen aussehen wie falsche Amerikaner», und die ihre Existenzberechtigung allein dem Kloster verdanken. Der Lyriker Ivo Ledergerber, die Kraftort-Forscherin Blanche Merz, der Romanautor Pirmin Meier, der Germanist Georg Thürer und unzählige andere kommen mit Texten zum Dom zu Wort. Thomas Hürlimann bringt mit seinem *Fräulein Stark* die Stiftsbibliothek und halb St.Gallen in Aufregung. Und Franz Hohler erinnert die Kathedrale an ein Sportstadion. Zu St.Gallen fällt ihm im übrigen ein: «Katholische Orte erkennt man daran, dass Witze über die Kirche besonders gut ankommen.»

Mit «Don Camillo» im «Fatsch»

In der ganzen Innenstadt begegnet man dank der Recherchearbeit von Butz buchstäblich auf Schritt und Tritt Figuren und Geschichten. Längst vergessene und tragische sind darunter, wie der Autor Willy Werner, der in einer Dachkammer an der Schmiedgasse sein überquellendes «Weihefestspiel»-Werk schreibt ohne Aussicht auf Aufführungen. Wie Julia Marcus, die Ausdruckstänzerin und Kommunistin, mit dem gebrochenen Verhältnis zu ihrer Heimatstadt. Oder Paul Brander, der in den 70er-Jahren im «Fatsch» (dem Restaurant Facincani) Stammgast ist und als «Don Camillo» auf Servietten seine Aphorismen hinkritzelt, Weisheiten wie «Sägemehl gibt es nur von einem gefällten Baum» oder «Der Hund bellt auch bei guter Post».

In den Altstadtbeizen, ob im Parterre oder typischerweise im ersten Stock, trifft Butz sie alle an: Robert Walser, Joseph Kopf, Andreas Niedermann, Christian Mägerle, Giuseppe Gracia... Dragica Rajcic arbeitet im Café Altstadt und widmet ihm ihr *Morgenbild in einem gutgehenden Kaffe*. Hermann Bauer, der unvergessliche Chronist des Alltagslebens, schwärmt vom «Pöstli» und vom «Neubädli»,



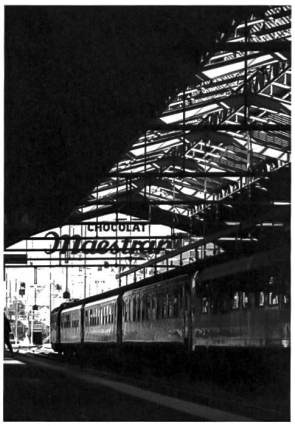
Drei Weieren

Um Dich das Fest des Werdens. In
Dir die Vermählung von Tempo
und Licht. Bausch und Bogen. Eine
Revolution. Du blicktest um
Dich. Die Welt war ein Kreis. Im
Osten ein freundliches Blinken –
Drei Weieren! Du hattest das
Auge des Stadtweibes entdeckt!
Es war Sommer.

Aus: Christine Fischer: *Annäherungen*, in: *St.Gallen, ein Stadtführer*, St.Gallen 1997

Wie tüchtig sie war, zeigte sich
in der Badeanstalt. Aus den
Appenzeller Bergen brachte sie
allerlei Ideen mit, insbesondere
den Kiosk – wo der Mensch sich
wohl fühle, so die Stark, wolle er
Ansichtskarten schreiben,
schwarze Wässerchen trinken und
Nussgipfel essen. Katz gab ihr
recht, und bald lebten sie von dem
Most, den Bratwürsten und
jenem Appenzeller Likör, den die
Stark während der Sommersaison
verkaufte. Jetzt schraubte sie
am Kiosk den Glacé-Wimpel ab, zog
den Kahn aus dem Wasser,
klappte die Sonnenschirme ein
und trug sie dann, als handle es sich
um die ersten Verwundeten, in
den Sanitätsschuppen. Wer weiss,
sagte das Fräulein, ob wir das
Frühjahr noch erleben.

Aus: Thomas Hürlimann: *Fräulein Stark*, Frankfurt 2003



Ankunft in St.Gallen HB

Heimkommen
in die Atmosphäre
die Berge vor dem Gesicht
die Maestrani-Leuchtschrift
auf der Aussenseite gesichtet
dort wo der Schneewind mich
die Treppe hinuntertreibt
und der Ansagelautsprecher
mitteilt
nach St.Fiden steht der
Bahnzug bereit –
Mir bleibt die Sehnsucht
anzukommen dort
ausserhalb der
Bahnhofhallen
wo du weilst
Ich gehe…

Aus: Paul Hoppe: *Jetzt reift die Nacht*, Basel 1976

Verfremdung

Wiederkehrend
in die Vaterstadt
die viel (auch von mir einst)
besungene
die Stadt nämlich
die ihre Söhne verscherzt

stelle ich fest:
in der Herrentoilette am
Hauptbahnhof
haben sie neue
Beleuchtungskörper montiert
sehr helle

Aus: Hans Rudolf Hilty: *Zu erfahren. Lyrische Texte 1954–1986*, Bern 1969

vom «Änkerli» und vom «Bömmli». Das «Seeger» lebt wieder auf, das «Baratella», auch die «letzte Latern» und der «Hirschen» in St.Fiden samt Stammgast Guido Bachmann.

Die Gassen-Geistesgeschichte wäre unvollständig ohne die Erker-Galeristen Larese und Janett und ihre illustren Gäste von Ionesco bis Dürrenmatt. Und ohne diverse andere kulturelle Brennpunkte: Die Galerien von Susanna Kulli und Wilma Lock. Die «Fehr'sche», wo Marcel Pfändler alias Martin Renold arbeitete, der Schriftsteller, Buchhändler und «Eirene»-Verleger. Das Paracelsusgässlein und Buchhändler Louis Ribaux. Die Leo-Buchhandlung, Comedia und Rose. Der Grüningerplatz zur Erinnerung an den Polizeikommandanten und Flüchtlingsretter. Palace und Grabenhalle und Wyborada und Figurentheater und Kellerbühne. Das Spisertor mit Plakatsammler Bruno Margadant, dem Tschudyverlag und Hans Rudolf Hilty, dem Verleger von europäischem Rang, Lyriker und Autor des Stadt-Romans *Parzival*. Namen, Orte und kein Ende.

Bürgerlich (und männlich) geprägt

Butz nennt sie alle. Die Prominenten – zumeist Männer. Und die kaum Bekannten – in der Mehrzahl Frauen, typischerweise. Männer hätten offensichtlich stärker den Drang, Örtlichkeiten zu beschreiben, hat der Herausgeber festgestellt. Beim «Volkshaus» erinnert er an Angelica Balabanoff, die ukrainische Revolutionärin. Ebenfalls für die Arbeiterinnenbewegung engagierte sich die Dichterin Betty Scherz, die 1916 mit 35 Jahren Selbstmord beging und im Gedicht *Menschen* vom «Meer von Alleinsein / um uns her» schrieb. An der Dufourstrasse kommt Anita Forrer zu Wort, die als junge Frau mit Rilke Briefe wechselte. Nicht zu vergessen der stille Dichter Paul Hoppe an der Solitüdenstrasse oder die Lyrikerinnen Maria Lutz-Gantenbein und Maria Modena, die auf je eigene Art Texte von Fernweh und Weltoffenheit in die Gallusstadt bringen.

«Hierarchien» hätten sich bei seiner Arbeit eher intuitiv als bewusst ergeben und seien stärker von den Örtlichkeiten als vom Gewicht des literarischen Werks geprägt, sagt Butz. Entdeckungen wie die oben genannten sind dem Herausgeber drum nicht weniger wichtig als die Grossen der hiesigen Literaturgeschichte: Regine Ullmann, die Mundartdichterin Frieda Hilty-Gröbli, Karl Schölly, Richard B. Matzig, Hans Rudolf Hilty, Joseph Kopf, Adrian Wolfgang Martin, Niklaus Meienberg, Eveline Hasler, Thomas Hürlimann, Fred Kurer, Christoph Keller, Christine Fischer … Aus früheren Jahrhunderten trifft man Schepenese in der Stiftsbibliothek, Wiborada in St.Mangen, Vadian und Paracelsus auf der Gasse, Johannes Kessler bei der Laurenzenkirche, Peter Scheitlin am Burggraben, Viktor Hardung im Alten Theater am Bohl, die Erzählerin Dora Schlatter beim «Schlatterhaus» oder *Ekkehard*-Autor Viktor von Scheffel beim «Scheffelstein».

Welche Konturen hat die literarische Stadtlandschaft bei dieser Sammeltätigkeit gewonnen? Zum einen habe ihn die Vielfalt und der Reichtum der Stimmen insbesondere vom ausgehenden 19.Jahrhundert bis heute erstaunt und begeistert – für Butz ein Spiegel der Weltoffenheit der Stickereistadt. Zum andern sei die Geistesgeschichte der Stadt «eindeutig bürgerlich geprägt». Eine eigentliche Arbeiterliteratur finde man kaum, mit wenigen Ausnahmen in den Romanen von Jakob Bührer oder Paul Ilg. Stadtkritische Töne und Reflexe des gesellschaftlichen Wandels tauchten erst in den 80er-Jahren in stärkerem Mass auf; die 68er-Bewegung habe St.Gallen bloss «touchiert», stellt Butz fest. Vergeblich suche man auch eine literarische Auseinandersetzung mit der HSG; als eine der wenigen Ausnahmen nennt das Buch Oliver Bendels Roman *Künstliche Kreaturen*; die Uni sei in der Literatur so wenig Thema wie in der Stadt generell.

Allerdings sei es ihm, dem «Moderator», als den er sich versteht, auch nicht darum gegangen, «linke» oder «rechte» Literaturgeschichte zu betreiben oder Kritisches um jeden Preis ins Buch hineinzubringen. So klingt denn durch die Seiten von Wildpark bis zur Solitüde und vom Espenmoos bis ins Breitfeld viel idyllische Überhöhung und, wie Butz sagt, ein «ausgeprägter Lokalpatriotismus». Was wiederum der kulturell interessierten Spaziergängerei entgegenkommt: Kaum ein Winkel in dieser «Stadt mit menschlichem Mass» (so lobte sie der Theaterautor Eugène Ionesco), der literarisch unkommentiert geblieben ist.

Richard Butz: *Ich hätte grosse Lust auf einen Spaziergang. Ein Streifzug durch das literarische und kulturelle St.Gallen*, neun Hefte im Schuber oder einzeln, mit Bildern von Regina Kühne, VGS Verlagsgenossenschaft St.Gallen 2021, Fr. 38.–

Buchpremiere voraussichtlich am Wortlaut-Festival (25. bis 28. März).

In Hannah Arendts Schuhen

Was wir scheinen ist der erste Roman der Literaturwissenschaftlerin Hildegard E. Keller. In der fiktionalen Biografie verbringt sie mit Hannah Arendt den Sommer 1975 im Tessin und lässt Erinnerungen und Freundschaften noch einmal aufleben. Von Eva Bachmann



Hannah Arendt. (Bild: pd)

Hannah Arendt. Auf Fotos meist elegant mit Perlenkette, das Haar ein bisschen ungebärdig, Zigarette muss sein. Der Blick offen, doch eher forschend als einladend. Eine Dame von Respekt. Ihre Biografien beginnen meist bei ihren Professoren Heidegger und Jaspers, erzählen die Flucht aus Deutschland, zeichnen Arendts Forschung zum Totalitarismus nach und gipfeln beim Eichmann-Prozess und dem Diktum von der «Banalität des Bösen». Ehrfurcht stellt sich ein, und das Erstarren ist nicht mehr weit.

Hildegard E. Keller aber ist eine wendige Person. Die Professorin, Kritikerin und Herausgeberin ist eine unermüdliche Literaturvermittlerin, die sich als «Maulheldin» nun sogar durch die Weltliteratur kocht. Sie traut sich, Hannah Arendt zur Protagonistin ihres ersten Romans zu machen. Die Erlaubnis dazu holt sie sich bei der Philosophin selbst, die sich zeitlebens das Selberdenken nicht verbieten liess. War es denn nicht Arendt, die den Menschen hinter dem Monster, zu dem man Eichmann stilisiert hatte, erkennen wollte? Dafür muss man gut zuhören und empathisch mitdenken: «To stand in the shoes of others», nennt sie es.

Grosse Liebe zur Poesie

Keller also schlüpft in Arendts Schuhe. Wir sind im Jahr 1975 und die ältere Dame, die auch diesen Sommer mit dem Zug durch den Gotthard in die Ferien nach Tegna fährt, könnte Pumps mit wenig Absatz tragen. Das ist natürlich geflunkert, wie viele der Episoden aus dem letzten Tessin-Aufenthalt von Arendt. Etwa wenn sie am Frühstückstisch Rotkehlchen füttert, Mani-Matter-Lieder hört oder sich im Grotto Kaninchen auf Polenta schmecken lässt. Hildegard E. Keller stellt im Abspann denn auch klar, dass es sich um «ein Werk der Fiktion» handle.

Trotzdem sei «jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen, lebenden oder toten Personen nicht nur beabsichtigt, sondern unvermeidlich». Die Quellenangaben füllen denn auch ganze vier Buchseiten. Die Autorin hat umfassend recherchiert und schöpft aus einer profunden Kenntnis nicht nur des Werks von Arendt, sondern auch ihrer Bezugspersonen.

Um jedoch den Menschen Hannah Arendt hinter dem Monument zu erkennen, hört Keller weniger auf die philosophischen Hauptwerke als vielmehr auf Briefe, ein Märchen und vor allem auf Gedichte. Denn: «Poetry is closest to thought» – so eines der zahlreichen eingerückten Zitate. Aus einem Gedicht stammt denn auch der Titel des Buchs: «Was wir sind und scheinen, / ach wen geht es an. / Was wir tun und meinen, / niemand stoss sich dran».

Der Sommer im Tessin bildet die Rahmenhandlung des Buchs. Ausser einem Treffen mit ihrem ersten Mann Günther Anders und einem Besuch bei Martin Heidegger passiert nicht viel biografisch Relevantes. Die Hannah Arendt in der Jetztzeit des Romans stellt Keller als 69-jährige, etwas gebrechliche Witwe vor, die immer noch viel raucht und auch sonst gern geniesst, vor allem aber mit hellwachen Sinnen durch das Leben geht. Sie findet leicht ins Gespräch mit anderen und springt sofort an, wenn etwas Gescheites zurückkommt. Die Dialoge fackeln nicht lange und rühren schnell an Lebensfragen. Der Erfahrungs- und Erinnerungsschatz geht auf.

Intellektuelles Networking

Die Tegna-Kapitel wechseln sich ab mit anderen Schauplätzen aus den Jahren 1944 bis 1969. Die Hannah Arendt der Vergangenheit ist deutlich biografisch konzipiert, und die Kapitel vermitteln Einblicke in ihr Denken und ihre Philosophie. Nicht von ungefähr sind die Jahre 1961 bis 63 deutlich übervertreten, also jene Zeit, in der sie als Reporterin für den «New Yorker» am Eichmann-Prozess teilnahm bis zur gehässigen Kontroverse nach dem Erscheinen ihrer Reportagen darüber.

Doch auch hier umschifft Keller die Philosophie-Vorlesung und bleibt beim Roman. Sie will den Menschen zeigen, nämlich eine zu tiefen Freundschaften fähige Frau. So riss etwa das (Brief-)Gespräch mit dem Zionisten Kurt Blumenfeld ein Leben lang nie ab, obwohl sie politisch manchen Streit miteinander ausfochten.

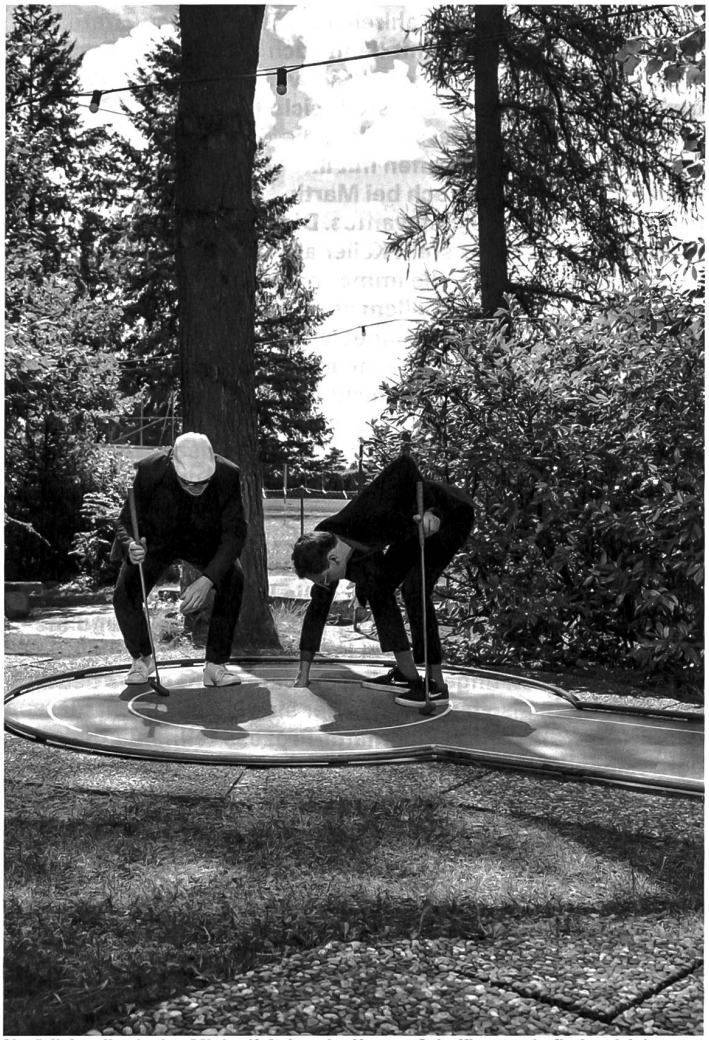
Kurti nennt sie ihn, Benji einen anderen wichtigen Freund (Walter Benjamin), ihr Mann Heinrich Blücher ist Stups, sie selber Schnupper. Die Kosenamen sind ein kleiner Trick der Autorin, um uns in die Nähe zu holen. Wer sich vom Fluss des Erzählens tragen lassen will, fühlt sich in diesem Roman ganz gut aufgehoben. Wer jedoch mehr weiss oder wissen will über das weitverzweigte intellektuelle Netz von Karl Jaspers, Gershom Scholem, Uwe Johnson, Ingeborg Bachmann und vielen weiteren, erfährt auch die Klarnamen, entdeckt eine Fülle von Anspielungen im Text und wird vielleicht angeregt, dieses oder jenes wieder einmal nachzulesen.

Hildegard E. Keller ist mit *Was wir scheinen* das Kunstwerk gelungen, einen Roman über Hannah Arendt zu schreiben, der sich leicht lesen lässt, ohne das Thema auf die leichte Schulter zu nehmen. 576 Seiten dick ist er geworden. «Weil man mit Hannah Arendt nicht so schnell fertig wird!», sagt Keller in einem Interview. Arendts Leben, ihr Werk, ihr Temperament sei «Kraftnahrung vom Feinsten». Das Buch bleibt seinen Leserinnen und Lesern den Beweis dafür nicht schuldig.

Hildegard E. Keller: *Was wir scheinen.* Eichborn-Verlag, Köln. Fr. 35.90
Aktuelle Daten für Veranstaltungen: maulhelden.ch

Dialekt-Disco hinterm Rheinfall

Auf ihrem Konzeptalbum *Boomtown* schaffen Songwriter Jürg Odermatt und Houseproduzent David Moore aus Erinnerungsschwaden an ihren Jugendort Neuhausen fabelhaft universelle Mundart-Electro-Musikkunst. Von Marcel Elsener



Natürlich – die einzige Minigolf-Anlage im Kanton Schaffhausen befindet sich in Neuhausen: Jürg «Odi» Odermatt und David Moore (Bild: Adrian Winteler)

Zurück an den Ort des Aufwachsens, und schon winkt der Tod: «Ein Friedhof ist eine Endstation, sagt man», erzählt die Baritonstimme eines Trolleybusfahrers, «bei mir sind es gleich zwei.» Elektronische Schlieren, ein bedächtiger Beat setzt ein, bald folgen eine sehnsüchtige Trompete und ein treppenhüpfender Bass, der an den Lauf von Jimmy Webbs viel gecoverten Überhit *Wichita Lineman* erinnert. Der Sprechgesang ist in regionaler Mundart, schliesslich geht die Fahrt im 1er hin und her zwischen dem Friedhof Herbstäckern in Neuhausen und dem Waldfriedhof in Schaffhausen, es ist die einzige Trolleybuslinie im Kanton Schaffhausen.

Und dann geht's aber hopp ins *Terminus*, so hiess die Kleinstadtdisco, wo der «DJ in der Kanzel geschmeidige Hits spielte»: «Terminus Neuhausen, Boomtown, Funkytown», nichts davon Endstation und Friedhof, hier pumpen die Retro-Beats und tanzt das volle Leben wie in den hormongeschwängerten Italo-Disco-Hits, das ist einfach nur, sorry, geil.

Willkommen in Neuhausen, dem Kaff im Schatten von Schaffhausen, das einmal die Jugendwelt bedeutete von Jürg Odermatt (Texte) und dem in der Klettgauer Nähe aufgewachsenen David Moore (Musik). Die beiden, längst nach Winterthur und Zürich ausgeflogen, widmen der einst blühenden, nunmehr ziemlich abgetakelten Gemeinde unter dem knackigen Duo- und Albumtitel *Boomtown* ein witziges Gesamtkunstwerk, das als virtuelle Songsammlung (Bandcamp) und 72-seitigem Buch mit Texten und Fotografien von befreundeten Kunstschaffenden seinesgleichen sucht in der Schweiz.

Neuhausen? Klar, man kennt es als Ort am Rheinfall und wegen des Konzerns SIG (Schweizerische Industrie-Gesellschaft), die immer auch Waffenschmiede war. Der Troubadour Dieter Wiesmann führte dort seine Apotheke, auch wenn sein berühmtestes Lied *Bloss e chlini Stadt* dann doch Schaffhausen meint. Kinofreaks wissen vielleicht noch, dass Neuhausen mit Max Bills «Cinévox» einen modernen Kinobauklassiker besitzt – von 1958, eben aus der Zeit der «Boomtown».

Nun geht es auf diesem Album aber nicht um Heimatkunde und verkehrsvereinstaugliche «Sehenswürdigkeiten», sondern um die Stimmung, die der Ort vermittelte und den Möglichkeitsraum, den er eröffnet: die Abenteuer im Keller, an den Bahngeleisen und auf dem Felsen am Rhein, die Schwümme bis hin zu den gefährlichen Stellen, die ersten Zigaretten (*North Pole*) und die Liebe, die nur einen Sommer lang besteht (*Chaltfront*).

Mit allen Wassern gewaschene Musikkenner

Die Gemeinde hinterm Rheinfall war in den 1950er- und 60er-Jahren radikal umgepflügt und zum boomenden Industriestädtchen geworden, 1969 hatte es über 12'000 EinwohnerInnen und einen Ausländeranteil von gegen 40 Prozent. Ob Kaff oder Boomtown sei einem als Kind «ja eh wurstegal», schreibt Odermatt im persönlichen Begleittext. Jedenfalls war Neuhausen eine gute Versuchsanlage, um sich einen Reim auf die Welt rundherum zu machen, es hat sich

seine Nischen, schönen Ecken und günstigen Wohnungen bis heute bewahrt.

Von Heimatkitsch und Postkartennostalgie ist auf diesen Tracks allerdings keine Spur, und alle Fallen, auf die man am Rheinfall hätte reinfallen können (der Kalauer muss sein), werden gekonnt umschifft. Ganz anders als Wiesmann haben Schaffhauser Punkbands wie Der böse Bub Eugen und Die Aeronauten die Nestwärme ausgelüftet und entlarvt: «Schaffhausen ist eine Illusion», wie GUZ sang.

Jürg «Odi» Odermatt, Germanist und im Brotjobleben NZZ-Korrektor, war mit der Psychedelic-Shoegaze-Gitarrenband The Magic Mushrooms Teil jener 80er-Szene, mittlerweile hat er sich mit Papst & Abstinenzler dem hintersinnigen Dialekt-Songwriting verschrieben.

David Moore alias Herr Mehr oder Kneubühler ist eine Generation jünger, kommt vom Hip-Hop (Erdloch Productions) und hat alle Spielarten von Dancemusic und Electronica ausprobiert, zuletzt sich auch mit Broken Beats herumgeschlagen. Man kennt sich aus dem Schaffhauser TapTab und fand sich im lockeren Austausch von Material: Die Funken schlugen mit *Trolleybus*, über zwei Jahre entstand im virtuellen Verkehr und wenigen Studiotreffen dieses Album.

Pop-Referenzen und Odis Liebesbeweis an Wien

Die gefundene Form von Beats und fallweise bis zu 40 Tonspuren sphärischer Electronica und präzisen, mal gesprochenen, mal gesungenen Texten ist ein Wunder, entspricht aber dem Feinsinn und dem Wissen zweier Musikkenner, die mit allen Wassern gewaschen sind und sich vieles erlauben dürfen. Vergleichen lässt sich dies am ehesten mit den Kooperationen von Stahlberger und Göldin jeweils mit Bit-Tuner, wenigstens in deren sanfteren Variationen, oder auch mit dem überlebensgrossen Mundart-Pop von Dachs. Ob das Genre Elektro-Chanson heisst, ist egal: «Für mich ist die Platte sehr akustisch», sagt Moore, «für Odi sehr elektronisch.»

Die ganze Chose gipfelt in einer überraschenden Erweiterung nach Wien: Der Kurzurlaub der österreichischen Kaiserin Sissi 1867 im *Hôtel Schweizerhof* am Rheinfall, geschuldet der Flucht vor der Cholera-Epidemie (!), dient als Vorlage für die fies-schlüpfrige Fantasie einer amourösen Nacht des Urgrossopas, der die «Sissi pempert» – «Sex ist nicht die Frage, sondern die Antwort», haha.

Der Typ, der das in breitestem Wiener Idiom erzählt, ist nicht etwa Voodoo Jürgens, sondern ein WG-Freund Odermatts aus seiner Studentenzeit in Wien: Leo Bei alias Karl Horak, Bassist und Produzent bei Ostbahn-Kurti & Die Chefpartie, Crumb, EAV (Erste Allgemeine Verunsicherung) oder dem Europop-Trio Joy, eine verdammte Legende, man googelt und ist baff. Und nebenbei ist es der Beweis für Odermatts Wien-Liebe und seine Überzeugung, dass Dialekt und Musik in allen Formen von Rock'n'Roll bis Hip Hop bestens funktionieren – «8212», die Postleitzahl von Neuhausen, lässt sich ebenso stolz und ironisch auf die Brust tätowieren wie das «Nottz» für Nottingham bei den Sleaford Mods. Zum schlauen Umgang mit Dialekt sei im übrigen das Interview Odermatts mit Philippe Amrein im «Loop» empfohlen (auf der Papst & Abstinenzler-Website).

Ganz grosse Popwelt im Kleinen also, und der Basslauf von *Wichita Lineman* in *Trolleybus* ist bei weitem nicht die einzige prächtige Anspielung auf die internationale Popgeschichte. Der Referenzen, je nach eigenem Background, sind viele auf diesem grandiosen Easy-Listening-Trip mit ironischen, melancholischen und auch unheimlichen Untertönen. Einmal mag man an den Iren Cathal Coughlan und sein Microdisney-Album The Clock Comes Down The Stairs (1985) denken; es ist weniger die Musik als die Baritonstimme und jener Wundertitel, wonach die Uhr die Treppe hinunter fällt und die Welt aus der zersplitterten Erinnerung umso grösser erscheint.

Wenn Odermatt in *Mis Neuhuuse* das Haus seiner Jugend besingt, zitiert er genüsslich The Fall's *My New House* (*This Nation's Saving Grace*, 1985): So wie Mark E. Smith sein neues Haus zum «No Beatnik Hangout» erklärt, weiss Odermatt, dass seines «kein Ort für Hipster» ist – trotz der Lage an der Züri-Schnellzug-Bahnlinie. In seinem Jugendzimmer hausen böse Gespenster – kein Wunder, wenn dort der berüchtigte Fröntler Rolf Henne einmal Untermieter war. In der Moritat von *Baptist Wild*, dem letzten «Einbrecher, fremden Fötzel, Sauhund», der auf dem Galgenbuck von Neuhausen gehängt wurde, wird einem grauslig bewusst, was eine (faschistische) Menge anrichten kann.

Müssig zu sagen, dass man sich für «Neuhausen» als real existierende Gemeinde nicht zu interessieren braucht, um dieses Album super zu finden. Oder wie es der Cartoonist Ruedi Widmer in seinem formidablen Fantext im Albumbuch formuliert: «Boomtown ist eine Melange aus Sprechgesang, kristallklarem airconditioniertem Electrogroove, Chanson, schwitzigem Discofunk, Ortsmuseum, konkreter und absurder Poesie. Und so ist das liebgewordene Neuhausen nicht nur am Rheinfall, sondern überall, weshalb diese Songs und Tracks auch weitherum verständlich sind, zumindest dort, wo man Schweizerdeutsch versteht.»

Das Duo leistet für das Kaff im Schatten von Schaffhausen das, was die dritte (nicht wahnsinnig geglückte) Staffel von *Wilder* für La-Chaux-de-Fonds oder die Verfilmung von Pedro Lenz' *De Goalie bin ig* für Langenthal schafften: eine stimmige Ortsbegehung, die in der Provinz die Welt auftut oder eben besagt, dass die Welt zwischen Neuhausen und Wien oder an den Stränden Italiens immer auch Provinz ist. Erst recht in der endlosen Verheissung der Jugend. Darauf ein Taxi in das Jugendkaff der eigenen Wahl und einen «Campari Soda»! Und übrigens erscheint demnächst Alice Coopers Hommage an den harten Rock'n'Roll seiner Jugendstadt: Detroit.

Boomtown gibts unter boomtown.bandcamp.com. Unter der Rubrik «Merch» kann man dort für 32 Franken (Versand inbegriffen) auch das 72-seitige Albumbuch mit Download-Code bestellen.

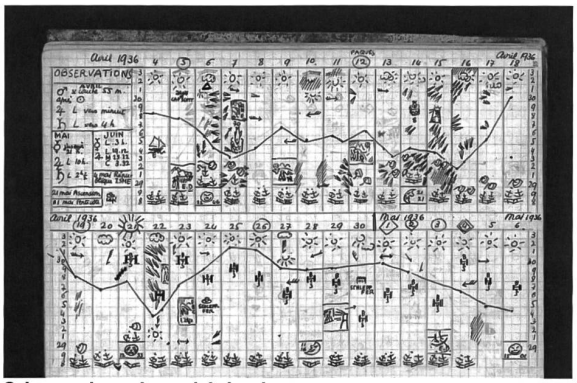
Der Text erschien auch auf saiten.ch

Stoff für ein Boatmovie

Cilette Ofaire, Abenteuerin, Autorin, Kapitänin, ist wenigen ein Begriff. Gegenwärtig aber erlebt Ofaires Schiffsroman *Ismé* eine Renaissance, 80 Jahre nach seinem Erscheinen und erweitert um ihr gezeichnetes «Logbuch». Von Gabriele Barbey



Cilette Ofaire auf der «Ismé».



Seite aus dem «Journal de bord».

Annemarie Schwarzenbach, Ella Maillart oder auch Katharina von Arx: Man kennt sie, diese reisenden, schreibenden, fotografierenden Schweizerinnen, die abenteuerlich unkonventionelle Leben lebten, auch aus heutiger Sicht. Mutig, voller Sehnsüchte, aber auch Abhängigkeiten, trotz oder wegen unbändigem Freiheitsdrang. Cilette Ofaire, geboren 1891 als Cécile Houriet, verwandt mit der Industriellenfamilie Dubied, ist eine von ihnen, aber weniger bekannt. Warum? Weil sie aus der französischen Schweiz stammt, aus dem Val de Travers im Neuenburger Jura. Und weil sie sich nicht schön fand, sich darum ungern und deutlich weniger fotografieren liess als etwa die «Ikone» Schwarzenbach.

«Je vous respecte, mon capitaine!»

Leben und Werk durchdringen sich bei Ofaire besonders intensiv. Im jetzt wieder aufgelegten Buch *Ismé: Sehnsucht nach Freiheit* fällt das Logbuch, das «Journal de bord» auf, das in Linsmayers früherer Ausgabe von 1988 nur im Vor- und Nachsatz zu sehen war. Einmalig war Ofaires Seereise als Kapitänin auf der Dampfjacht Ismé um die iberische Halbinsel herum bis nach Ibiza. Ebenso einmalig ist ihr Logbuch, ab 1933 bis 1936/39 in Hieroglyphen gezeichnet, mit rührender Hingabe!

Linsmayers Fussnoten dazu lese ich so neugierig wie den Ismé-Text. Dass in Spanien ein Bürgerkrieg droht, hat die politisch ahnungslose Seefahrerin im Logbuch nicht registriert – bis im Sommer 1936 auch im idyllischen Ibiza die Ereignisse sich überschlagen und die Ismé im September bombardiert wird. Als trutziges Symbol für Freiheit verewigte Ofaire danach ihr Schiff und seine kleine Besatzung im Buch *L'Ismé*. Es erschien 1940 in Lausanne bei der Guilde du livre und zwei Jahre später bei den Éditions Stock in Paris, mitten im Krieg.

Als *Ismé*-Leserin packt es mich, wenn Winterstürme über die galizische Küste hereinbrechen, portugiesische Sardinen-Arbeiterinnen sich zu Tode schuften, arrogante Hafenbürokraten die Ismé schikanieren. Wenn dazwischen Zauberhaftes, Heiteres aufblitzt, gesehen mit den Augen einer Künstlerin, die Ofaire auch war. Darum die Zwischenfrage: Wer verfilmt *Ismé*? Wer destilliert aus Ofaires bildreichem Text ein Drehbuch?

Ofaire beschreibt detailliert, mitfühlend, kritisch beobachtend. Das Gefühlige kontrastiert mit ihrer sachkundigen Furchtlosigkeit zu Wasser und zu Land. «Die Signora ist keine Frau, … ! Sie ist ein Stück Stahl!» sagt einer der Matrosen, die bei ihr anheuern. Ein Heizer starrt während Tagen misstrauisch auf ihre nackten Füsse, die aus den Hosen hervorgucken, bis ihr seefahrerisches Können ihn überzeugt hat: «Je vous respecte, mon capitaine!»

Ofaires Männer(figuren)

Cilettes erster Mann Charles Hofer (französisiert zu Ofaire), «un chic garçon», war es, der die Ismé, ein ehemaliges Schmugglerschiff, wieder seetauglich machen wollte. Die beiden lebten in einer bröckelnden Künstlerehe. Für ihr Projekt suchten sie zahlende Gäste: Cilette gestaltete dafür Bulletins, worin sie die Dampfjacht mit Segeln für komfortable Kreuzfahrten anpries – Salon, Silberbesteck und Grammophon inklusive.

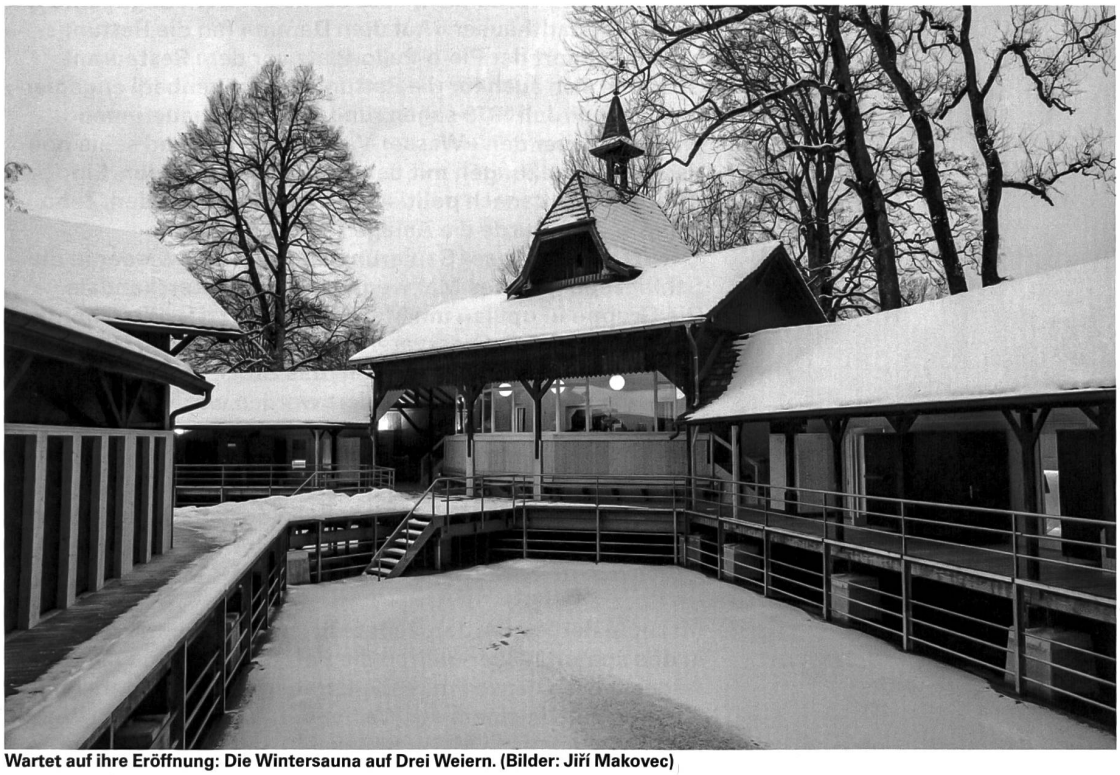
Aber kurz und (un)gut: 1933 sass Ofaire verlassen im Hafen von La Rochelle an der französischen Atlantikküste auf ihrem Schiff – zum Glück konnte sie auf ihren Maschinisten Ettore zählen. So arbeitsam, stark und tugendhaft, wie sie ihn im Roman schildert, ist er, zusammen mit Frau und Söhnchen, eine märchenhafte, fast biblische Gegenfigur zu Ofaires anderen Männergestalten. Besonders zu Ilo de Franceschi, einem schillernden Fremdenlegionär, der später in Südfrankreich die verliebte bald 50-Jährige um «jede klare Urteilsfähigkeit» gebracht habe, wie Linsmayer im biografischen Teil des Buches *Ismé* schreibt.

Ofaire erkämpfte sich Freiheit – die totale Unabhängigkeit bedeutete dies keineswegs. Sie wollte möglichst wenig mit der Schweiz zu tun haben und lebte als Künstlerin und Schriftstellerin doch massgeblich von der Unterstützung durch Wohlgesinnte, namhafte Schweizer Stiftungen und Neuenburger Gemeinden. Dank Herausgeber Charles Linsmayer sind ihr Reisebericht und ihr schillerndes Leben noch einmal dem Vergessen entrissen. Die deutsche Ausgabe erscheint im Th. Gut Verlag, die französische gleichzeitig bei den Éditions de l'Aire in Vevey. Bon voyage!

Cilette Ofaire: *Ismé. Sehnsucht nach Freiheit*, mit dem gezeichneten «Journal de bord». Mit einer Cilette-Ofaire-Biografie neu herausgegeben von Charles Linsmayer. Th. Gut Verlag, Zürich 2020 (in Linsmayers Reihe «Reprinted by Huber») Fr. 42.90

Aufheizen und rein in den Weiher

Die Frauenbadi auf Drei Weieren ist renoviert und hat dank privater Initiative eine Wintersauna bekommen, zu der auch Männer Zutritt haben. Schon seit Dezember wäre das architektonische Kleinod parat. Von René Hornung



Wartet auf ihre Eröffnung: Die Wintersauna auf Drei Weiern. (Bilder: Jiří Makovec)

Wäre das ein Spass gewesen: Aufgeheizt aus der fast 100-grädigen Kabine in der neuen Weiere Sauna in die endlich mal wieder richtig hohen Schneehaufen des Januars zu springen. Es hat nicht sollen sein. Aber auch wenn der Rekordschnee inzwischen weggeschmolzen ist, ist St.Gallen um eine Attraktion reicher. Zurückhaltend haben die Architekten des Ateliers Barão-Hutter den denkmalgeschützten Bau der Frauenbadi mit einer Wintersauna ergänzt.

Frauen, die ihre Badi im Kreuzweiher während der Badesaison vom Familienbad her betreten, kennen das Gefühl des Wintereintritts nicht – Männer sowieso nicht, die sind im Sommer aus diesem historischen Gebäude ausgesperrt. Doch wer im Winter die Frauenbadi besucht, tritt durch die grosse hölzerne Türe ein, den Hauptzugang.

So wenige Eingriffe wie möglich

Das aussen teils roh verwitterte und seit der letzten Renovation auf mehreren Flächen noch helle Holz wechselt hier drin zu einem champagnerfarbenen Entrée. Danach betritt man den neu eingebauten verglasten Empfangsraum mit Bistro, mit seinem Tresen in Kupfer und Terrazzo. Die Umkleiden befinden sich am ursprünglichen Ort, in den beiden Flügeln, links und rechts. Rechts sind zwei Saunakabinen eingebaut, links der Ruheraum.

So wenig wie möglich in die historische Bausubstanz eingreifen, war das Motto der Trägergenossenschaft und der Architekten. Oder wie Kunsthistorikerin Nina Keel im Magazin «Hochparterre» lobt: «Einfachheit prägt den Betrieb: keine Sprudelbäder, keine tropischen Duschsensationen und auch keine Dampfbäder – bloss zwei finnische Saunen, Hitze, Kälte und die überwältigende Landschaft.»

Die Idee, in einer Sommerbadeanstalt eine Wintersauna einzubauen, ist nicht ganz neu. Realisiert ist ein ähnliches Projekt im Zürcher Seebad Enge. Dass dies nun auch in St.Gallen gelang, hängt mit viel Engagement und ein paar glücklichen Fügungen zusammen.

Den Anstoss gaben 2016 vier Personen um Barbara Ochsner. Sie gründeten eine Genossenschaft, bewarben sich um einen Beitrag aus dem 150-Jahr-Jubiläumsfonds der Kantonalbank und bekamen 100'000 Franken. Damit konnte der Architekturwettbewerb lanciert werden, den das Atelier Barão-Hutter gewann. Inzwischen hat die Genossenschaft über 200 Mitglieder, und sie hat 1,09 Millionen Franken aufgetrieben, um die Sauna in das ehrwürdige Gebäude einzubauen. Ein kleinerer Teil stammt aus einem Crowdfunding. 100'000 Franken wollte die Genossenschaft auf diesem Weg zusammensuchen, 117'000 Franken wurden es.

Zirkuspoesie verhindert Abbruch

Rückblende: Die Frauenbadi wurde 1895/96 am östlichen Ende des Kreuzweihers in Betrieb genommen. Kreuzweiher heisst er übrigens, weil er auf der ehemaligen Grenze zwischen den Gemeinden Tablatt und St.Gallen liegt, wo Steine mit vier Kreuzen drauf die Grenzmarkierung bildeten, wie



Nicole Stadelmann vom Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde kürzlich in einem Beitrag des «Ersten Fernsehens» der Erfreulichen Universität im Palace erklärte.

Architekt des Holzbaus war Stadtbaumeister Albert Pfeiffer (der unter anderem auch die Militärkantine bauen liess). Pfeiffer hat in den Schnittpunkt der beiden Flügel den Turm samt Rettungsglocke und Wetterfahne gesetzt. Im Turm wurde bei schlechtem Wetter die Badewäsche getrocknet. Und schon im ersten Jahr wurde eine Telefonleitung hinunter in die Stadt gelegt, damit «rascheste Herbeiholung von ärztlicher, nötigenfalls polizeilicher Hülfe» möglich würde. Der Bau hatte damals 43'000 Franken gekostet, hat Peter Röllin in seinem Buch zur *Stadtveränderung und Stadterlebnis im 19. Jahrhundert*, recherchiert.

Gebadet wurde in den 1610 im kleinen Tal angelegten Drei Weieren aber wohl schon von Anfang an, sicher seit 1693. Aus diesem Jahr stammt die bisher älteste entdeckte Klage des Fürstabts, dass dort oben Knaben und Mädchen «fadennakern» herumjagten. Und 1719 verbot der Stadtrat während des Sonntagsgottesdienstes das Baden sowie «ohnanständiges Geschrey und Gejöhl samt dem ärgerlichen Entblössen».

Doch Baden war und ist beliebt, und im frühen 20. Jahrhundert gab es eine Zeit lang im Kreuzweiher sogar zwei Badeanstalten nebeneinander, ein Frauen- und ein Mädchenbad. 1921 – so steht es in den städtischen Unterlagen – wurde die Frauenbadi erweitert, die andere Anlage kurz darauf abgerissen.

In den boomenden 1970er-Jahren, als die St.Galler ihre eigene Geschichte und den verschnörkelten Jugendstil nur noch kitschig fanden, hätte die Abbruchwelle um ein Haar auch die Frauenbadi erfasst. Den beiden Clowns Pic und Pello ist es zu verdanken, dass sie nach ihrem Engagement für die Altstadthäuser «Auf dem Damm» (an die Rettungsaktion erinnert der Pic-o-Pello-Platz vor dem Restaurant Splügen) sich auch für die Rettung der Frauenbadi engagierten. Im Juni/Juli 1979 sahen rund 8000 Zuschauerinnen und Zuschauer den «Wasser-Variété-Circus» und seine poetischen Vorstellungen mit den vielen Mitwirkenden. Ein Abbruch war danach politisch unmöglich geworden. Zehn Jahre später wurde die Anlage saniert.

Noch vor dieser Sanierung kam sie 1984 wieder in die Schlagzeilen, dieses Mal wegen eines Theaterskandals. Die Gruppe «Pupille» um Marco Giacopuzzi wollte Thomas Hürlimanns Stück *Grossvater und Halbbruder* am Originalschauplatz aufführen. Nachdem das Stück schon drei Jahre zuvor am Stadttheater verhindert worden war, intervenierte der damalige CVP-Stadtrat Karl-Rudolf Schwizer auch gegen die Pläne der Pupille. Selbst die NZZ fand das Verbot skandalös. Schliesslich krebste der Stadtrat zurück, und im kühlen September konnten die Vorstellungen doch noch stattfinden.

Geschwächte Stahlträger

Im Laufe der letzten Jahrzehnte litten trotz der Sanierung in den späten 1980er-Jahren die Betonstützen und die Stahlträger, die die ganze Frauenbadi tragen. Alle drei Jahre wird abwechselnd in einem der Weiher der Wasserpegel im Winter um rund eineinhalb Meter abgesenkt, damit die Strukturen der Anlagen und Gebäude geprüft und erneuert werden können. Im Herbst 2017 wurde das städtische Hochbauamt im Rahmen einer solchen Kontrolle auf die marode Unterkonstruktion des Frauenbades aufmerksam. Das Verdikt der Ingenieure: Die über 100-jährigen Stahlträger waren teils «gravierend geschwächt». Und weil gleichzeitig das Sauna-Projekt immer konkreter wurde, entschied sich die Stadt für eine rasche Sanierung.

Im Winter 2019/2020 war es soweit. Das Stahltraggerüst wurde total erneuert. 20 Tonnen bringt der neue Unterbau auf die Waage. Dafür musste eine Hilfskonstruktion erstellt werden. Die Betonpfeiler wurden so weit wie nötig abgespitzt, neu ummantelt und so verstärkt. Und mehrere, heute noch helle Holzteile wurden erneuert. Sobald diese neuen Hölzer ausgetrocknet sind, werden sie noch behandelt und farblich dem Altbau angeglichen. Rund 1,6 Millionen hat die Sanierung gekostet.

In diesem Winter nun ist der vorerst letzte Teil der Modernisierung abgeschlossen worden – der Saunaeinbau. Für 30 Leute gleichzeitig bietet er Platz. Jetzt wartet alles auf die coronabedingt herausgeschobene Eröffnung. Betriebsleiter und Badmeister Peter Büchler kann jederzeit einheizen.

weieresauna.ch

Quellen:
Nina Keel: *Anmutig schwitzen*, Hochparterre 3/2021
Dokumentation zur Sanierung 2019/2020 von Stadtbaumeister Hansueli Rechsteiner
Erstes Fernsehen Erfreuliche Universität, 20.1.2021, zu finden auf YouTube
Peter Röllin: *St.Gallen. Stadtveränderung und Stadterlebnis im 19. Jahrhundert*, 1981
NZZ, 1.Oktober 1984

Prächtig neu eingefädelt hat sich der bisherige Feuilletonchef der NZZ und frühere «St.Galler Tagblatt»-Redaktor RENE SCHEU: Er verlässt Zürich Richtung Luzern und wird Geschäftsführer des IWP, eines erst noch zu gründenden «Instituts für Wirtschaftspolitik» an der Universität Luzern. Dieses Institut, berichtet Infosperber, wird von einer ebenfalls neugegründeten Stiftung finanziert, mit dem VR-Präsidenten des Lift- und Rolltreppen-Konzerns Schindler, Alfred N. Schindler, als Stiftungsratspräsident. Scheu bleibe sich damit treu: «Ein reicher Mann bezahlt, Scheu darf schreiben, was er soll», lästert Infosperber - wie zuvor schon als Herausgeber der «Schweizer Monatshefte», die der St.Galler Damals-noch-Bankier KONRAD HUMMLER finanziert hat.




Hummler sticht seinerseits durch den Nebel: Er wird Verwaltungsratspräsident und – zusammen mit rund 60 weiteren Investoren – Geldgeber der Klarsicht AG. Die hat den traditionsreichen Nebelspalter, das einst viel gelesene Satiremagazin aus Rorschach, erworben und will ihn neu ausrichten, mit mehr Politik und weniger Satire. Dafür soll Hardliner MARKUS SOMM als Chefredaktor sorgen. Somm hat sich Verstärkung von rechts an Bord geholt: SRF-Moderator RETO BRENNWALD, mit dem er sich im Februar vor laufenden Kameras gestritten hatte, bekommt eine wöchentliche Talkshow beim Online-Nebelspalter. Was ein rechter Mann ist, der lismet sich sein neues Medium zusammen. Dagegen muss sich zumindest einer warm anziehen: Weltwoche-Chef ROGER KÖPPEL.





Tätig sind aber nicht nur die rechten Medienmänner, sondern auch die linken Kulturfrauen. In eine offene Wunde gestochen hat die Zürcher Regierungsrätin JACQUELINE FEHR mit ihrem Vorstoss für ein Grundeinkommen für Kulturschaffende. Obwohl im Grunde gar kein Grundeinkommen, sondern eine befristete und an Bedingungen geknüpfte Hilfe zur Linderung der Corona-Schäden, provozierte das Reizwort verärgerte Reaktionen in Bundesbern. Fehrs St.Galler Amtskollegin LAURA BUCHER zieht zwar auch nicht mit Zürich mit, hat aber ein eigenes tragfähiges Netz an Unterstützungen geknüpft (mehr im Heft auf Seite 8).




Und noch eine erfreuliche Nachricht aus dem Kultur-Nähkasten: Gleich vier Frauen haben den Weg durchs Nadelöhr der St.Gallischen Kulturstiftung gefunden. JULIA KUBIK, Saiten-Comiczeichnerin, und die Fotografin CLAUDIA SCHILDKNECHT, Mitinitiantin des Projekts «Haus zur Ameise» in St.Gallen, erhalten je einen Förderpreis. Mit einem Anerkennungspreis geehrt werden die Künstlerin und Performerin KATJA SCHENKER und die Diepoldsauer Dialekterzählerin BERTHA THURNHERR. Für die Preisverleihung setzt die Stiftung auf das Prinzip «Vielleicht» und kündigt für den 10. Juni in Rorschach eine öffentliche Feier an, «hoffentlich mit Publikum».






Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug



Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

Liebe zum Schicksal
Erdbeben bestehen meist nicht nur aus einer einzigen grossen Erschütterung, sondern ziehen kleinere Nachbeben nach sich. Auch Menschen haben mit traumatischen Erlebnissen oft ein Leben lang zu kämpfen. Im Podcast «Nachbeben» von den Journalisten Sedrik Eichkorn und Simon Jäggi sowie der Psychologin Rea Hoppler erzählen Betroffene von Krisen und Schicksalsschlägen - und wie sie mit ihnen weiterleben. Zu Wort kommen beispielsweise eine schwangere 15-Jährige, die von Syrien in die Schweiz flüchtete, oder eine erfolgreiche Unternehmerin, deren Mann an Krebs erkrankte.

nachbeben.ch



BKA
BERNER KULTURAGENDA

Liebe für Lyrik
Ein Ich, das während des Lockdowns Schatten folgt, «die niemand wirft». Ein Ich, das unsere Selbstoptimierungsgesellschaft hinterfragt mit dem Blick für Widersprüche: Selbstbestimmt tot sein / Wir sind gute Menschen / Wir schaffen das» oder mit «Wir sind krank nach uns selbst» («Defektes Leben»). Der Berner Autor und ehemalige Rapper Jürg Halter sucht in seinem neuen Gedichtband *Gemeinsame Sprache* nicht nach Worten. Er sucht vielmehr nach der Möglichkeit zur Aussprache, nach Einsicht, Verständnis und nach Geduld beim Zuhören und Lesen.
Jürg Halter: *Gemeinsame Sprache.* Gedichte, Dörlemann Verlag, Zürich 2021
doerlemann.com



KuL

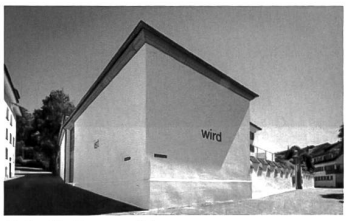
Liebe zur Wolfsfrau
Ende Februar ist Ursula Seghezzis Version von «Rotkäppchen» im Van Eck Verlag erschienen. Darin kommt kein böser Wolf vor. Vielmehr begleitet eine Wolfsfrau das Rotkäppchen bis zum Haus der Grossmutter bei den drei Eichen. Und als die Grossmutter ihrer Enkelin die rote Zaubermütze aufsetzt, geschieht etwas Wundersames…

Ursula Seghezzi: *Rotkäppchen auf Wolfsreise*, Van Eck Verlag, Triesen 2021
vaneckverlag.li



041
www.null41.ch

Liebe zum Ungehorsam
Patrick Müller und Remo Helfenstein haben eine Klang-Collage aus Sprachnachrichten kreiert. Die Idee: Mit Smartphone und mobilem Internet ausgerüstet, soll man während dem Hören durch die Natur spazieren. So lässt «Quando sei solo ci sono milioni con te» individuelle Performances entstehen - und schürt damit die Sehnsucht nach Tagträumen über eine Welt, in der physische Nähe wieder möglich ist.
Quando sei solo ci sono milioni con te
bis 26. März, online verfügbar auf: sudpol.ch
Mehr Informationen und Erfahrungsbericht:
null41.ch/blog/liebe-zum-ungehorsam



ZugKultur

Liebe für Grenzerfahrungen
Das Kunsthaus Zug öffnet online: Als Gast zum Zoom-Gespräch mit Kunsthausdirektor Matthias Haldemann ist der ungarische Schriftsteller und Fotograf Péter Nádas eingeladen. Dieser ist in der aktuellen Ausstellung «ZuZug aus Osteuropa. Positionen der Sammlung» mit Fotografien vertreten. Nádas, der in seinem Essay «Der eigene Tod» minutiös die Wahrnehmung seines Herzinfarktes schildert, stellt dieser Grenzerfahrung eine Serie von Aufnahmen des Birnbaums in seinem Garten gegenüber.

Online Feierabend-Zoom, 8. März, 18.30 Uhr
Zoom-Link auf kunsthauszug.ch



AAKU
Aargauer Kulturmagazin

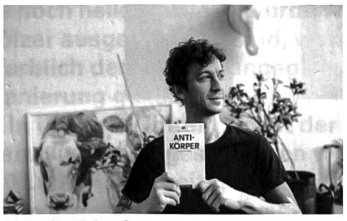
Liebe zum Teilen
Bernhard Matter, geboren im Februar 1821, war ein Dieb und Einbrecher aus dem Aargau. Der «edle Räuber» wurde insbesondere durch seine spektakulären Ausbrüche bekannt und fand seinen Tod schliesslich auf dem Schafott. Zu seinem 200. Geburtstag werden die in den 1990er-Jahren publizierten Comics «Matter und Matter» entzweit von Reto Gloor in einer vom Autor Markus Kirchhofer revidierten Fassung neu aufgelegt. Dynamische Bilder und lebendige Dialoge entführen uns in den Alltag Mitte des 19. Jahrhunderts und schildern das harte, entbehrungsreiche Leben der damaligen Zeit.
Reto Gloor, Markus Kirchhofer: *Matter.* Edition Moderne. Zürich, 2021.



Coucou

Liebe zum Kino
Wer vermisst auch den süss-salzigen Geruch von warmem Popcorn und das Einsinken der Schuhe in Teppichböden beim halbblinden Ertasten des Wegs zum richtigen Nümmerli zwischen Dutzenden von grau-gepolsterten Sesseln? Zumindest ein bisschen Überbrückung gibt es: Auf zwei unabhängigen Plattformen hat das Winterthurer Kino Cameo eine spannende Auswahl an Filmen zusammengestellt.

Streaming – Jederzeit – Zuhause auf dem Sofa
kinocameo.ch



kolt

Liebe für Zukunft

In «Antikörper», dem neuen Buch des Zukunftsforschers und Kolt-Kolumnisten Joël Luc Cachelin, dreht sich alles um eine Zukunft, die wir erst noch erfinden müssen. So viel Innovationen überall. Der Begriff tritt inflationär auf. Kaum ein Unternehmen, das nicht unablässig damit beschäftigt ist, seinen Innovationsgeist zu betonen. Oft mit dem Verweis auf die Digitalisierung. Ein Wort, das eine Menge heissen kann, oder aber auch rein gar nichts.

Joël Luc: *Antikörper – Innovation neu denken.* Stämpfli Verlag, Bern 2021
Der Kolt-Artikel zum Buch: kolt.ch/naechster-halt-die-ganze-welt/